

Beschreibungen
zu den
Abbildungen
merkwürdiger Völker
und
Thiere des Erdbodens.

Zur Beförderung der Kenntnisse, zur Bildung
des Herzens und Vervollkommnung überhaupt
für die Jugend

entworfen

von

D. Johann Reinhold Forster

und

Georg Simon Klügel,

Professor der Naturlehre und Mathematik in Halle.

Drittes Geschenk für Kinder.

Die Anzeige, wo dieses Buch zu verkaufen ist, findet
man hinter diesem Blatte.

Dieses Buch ist zu haben :

- 1) In Berlin, bey Herrn Schropp und Comp., an der Post.
- 2) In Breslau, bey dem Buchhändler Herrn Korn dem Älteren.
- 3) In Erfurt, bey dem Buchbinder Herrn Siering.
- 4) In Frankfurt am Main, bey dem Buchhändler Herrn Herrmann.
- 5) In Gotha, bey dem Buchbinder Herrn Sachse jun.
- 6) In Hamburg, bey dem Buchhändler Herrn Wachmann und Gundermann.
- 7) In Hanover, bey dem Buchhändler Herrn Hahn.
- 8) In Königsberg, bey dem Buchhändler Herrn Nicolovius.
- 9) In Leipzig, in allen Buchhandlungen und ganz sicher bey dem Buchhändler Herrn Köhler.
- 10) In Magdeburg, bey dem Buchbinder Herrn Sieg.
- 11) In Naumburg, bey Herrn Tochtermann.

Wer mehrere Exemplare haben will, kann sich an mich wenden,

Kunsthändler Drenßig.
zu Halle im Magdeburgischen.

Einleitung.

Es ist für die Menschheit äusserst wichtig, die folgende Generation zu vervollkommen. Die Erziehung und der erste Unterricht der Kinder sind die Grundlagen dieser so wichtigen Vervollkommnung. Diejenigen welche sich mit den: Erziehungsgeschäfte abgegeben haben, sahen solches sehr wohl ein. Der Durst nach Kenntnissen, den die Vorsehung weislich von der ersten Kindheit an dem Menschen einpflanzte, sollte demnach zuvörderst so befriedigt werden, daß Kinder bloß durch die äussern Sinne, eine grosse Menge, wahrer, nützlicher und faßlicher Begriffe vom Menschengeschlechte und dessen Völkerschaften, Sitten, Gewohnheiten Vollkommenheiten, Mängeln, Tugenden, Lastern, Verfassungen, Glückseligkeit, Elende, und ihren Folgen nach und nach erlangten, so wie auch von den mancherlei Gegenständen, der uns umgebenden Natur und ihrer Mannigfaltigkeit, Nutzen, Reichthume, Schönheit und Wichtigkeit. Diese Kenntnisse sind um so wichtiger, da sie auf unsere ganze Existenz einen grossen Einfluß haben; da man die immer rege Thätigkeit der Kinder beschäftigen muß, damit sie nicht dem Müßiggange und der Anhänglichkeit an elende Zerstreuungen und Frivolitäten und dem verdorbenen Geschmacke, der in den bisher üblichem und gewöhnlichem, höchst elen-

Einleitung.

elendem, geschmacklosem Spielzeuge herrscht, Preis gegeben würden.

Der Nachahmungssucht der Kinder sind lebendige Darstellungen von Tugenden und Lastern, von Herzengüte, von verderbtem Geschmacke, von Leiden der Menschheit, von Glückseligkeit und Behaglichkeit nöthig. Diese können bei jedem Bilde eines Volkes von Eltern und Erziehern nach und nach beigebracht werden; das Gute als nachahmungswerth, das Böse als verwerflich und abscheulich, das man vermeiden und fliehen müste vorgestellt werden; da denn die vor Augen bleibenden Bilder die Association der Ideen befördern, und dem Kinde Tugendliebe, Herzengüte, Wohlthätigkeit, tief einprägen; und dasselbe für dem Laster der Härte des Herzens und Selbstsucht kräftig bewahren.

Der Freiheitstrieb, welcher früh genug, in Eigensinn, Eigendünkel, Selbstsucht und unbändige Zügellosigkeit ausartet, wenn er nicht gehörig in Schranken gehalten, und durch die bösen Folgen des Misbrauchs vernünftig regiert zu werden bei Zeiten angeführt wird; kann am Besten durch Vorstellung des Elendes bei einem rohen, barbarischen Volke ohne gesetzliche, vernünftige Verfassung eine bessere Richtung bekommen. Das Glück und die Vorzüge einer wohl eingerichteten bürgerlichen Gesellschaft, und der unter weisen Gesetzen blühenden bürgerlichen Freiheit, bringen dergleichen aufbrausende junge Ges
mü

Einleitung.

müher zu einem vernünftigen Nachdenken, zum Geiste der Ordnung, und lenken sie auf den rechten Patriotismus. Alle diese Vorstellungen bekommen durch die Bilder tiefere Eindrücke, mehr Leben, Wahrheit und Licht.

Diese ersten Funken prometheischen Feuers, können und müssen von Eltern und Erziehern in der Folge der Erziehung und des Unterrichts, zu einer ächten Flamme der Tugend, Rechtschaffenheit und Herzengüte, mit ächtem Patriotismus verbunden, angefacht werden.

Sind aber die Kinder erst des ächten Nachdenkens und des Gebrauchs ihrer Vernunft fähig; sind ihre Geistesfähigkeiten schon erstärket, und hat ihr Körper mehr Kräfte, Festigkeit und Gesundheit erlanget; denn ist es freilich Zeit, sie zu einer vernünftigen Arbeitsamkeit anzuführen. Denn muß die Periode der Sinnlichkeit und die spielende Methode aufhören. Das Gedächtniß, der Scharfsinn, die Einbildungskraft und vorzüglich die Vernunft und ein tieferes Nachdenken müssen fleißig in Thätigkeit gesetzt werden. Denn wo man dies unterläßt, und jene Methode zu lange befolgt, da zieht man blos Faulenzen, ohne Beharrlichkeit, Anstrengung und Energie für die bürgerliche Gesellschaft. Zerstreuungen, Musik, Tänze, Spiele, Freß- und Saufgelage werden dieser unthätigen Menschen einzige Beschäftigung; Armuth und Lüderlichkeit werden ihre Folgen, und oft werden aus ihnen Nichtswürdige, Lasterhafte und Bösewichter.

Einleitung.

So sehr also die erste Kindheit einen leichtesten spielenden und faßlichen und daher sinnlichen, anschaulichen Unterricht erfordert, der ihren Fähigkeiten und Kräften angemessen ist; so wenig kann und darf derselbe zu lange angewendet werden. Jedes Alter erfordert seine eigene Methode und seine eigene Behandlung. Sonst zieht man Kinder von hundert Jahren, die immer noch Kinder bleiben. — Da der Mensch so leicht auf Irrwege geräth, und es Pflicht ist, ihn zu warnen, so wird das vernünftigere Publikum, glaube ich wenigstens, gerne die warnende Stimme eines Mannes hören, der eine lange Erfahrung für sich hat, und bei seinem Beobachtungsgeiste manche Wahrheit aus der Welt- und Menschenskunde gewußt hat, sich zum Eigenthume zu machen. Wie glücklich wollte ich mich schätzen, wenn auch diese, manchem kleinlich und geringe scheinenden Bemühungen den Menschen nützlich zu werden, dennoch meinen wärmesten Wünschen entsprächen! Halle, den 2ten December 1793.

D. Johann Reinhold Forster.

Einleitung.

So sehr also die erste Kindheit einen leichtesten spielenden und faßlichen und daher sinnlichen, anschaulichen Unterricht erfordert, der ihren Fähigkeiten und Kräften angemessen ist; so wenig kann und darf derselbe zu lange angewendet werden. Jedes Alter erfordert seine eigene Methode und seine eigene Behandlung. Sonst zieht man Kinder von hundert Jahren, die immer noch Kinder bleiben. — Da der Mensch so leicht auf Irrwege geräth, und es Pflicht ist, ihn zu warnen, so wird das vernünftigere Publikum, glaube ich wenigstens, gerne die warnende Stimme eines Mannes hören, der eine lange Erfahrung für sich hat, und bei seinem Beobachtungsgeiste manche Wahrheit aus der Welt- und Menschenskunde gewußt hat, sich zum Eigenthume zu machen. Wie glücklich wollte ich mich schätzen, wenn auch diese, manchem kleinlich und geringe scheinenden Bemühungen den Menschen nützlich zu werden, dennoch meinen wärmesten Wünschen entsprächen! Halle, den 2ten December 1793.

D. Johann Reinhold Forster.



I. Die Zigeuner.

Die Zigeuner haben sich seit beinahe vierhundert Jahren im ganzen Europa ausgebreitet. Von der Meerenge bei Konstantinopel bis in Spanien und Portugall, ja sogar jenseits des Meeres in England findet man überall Zigeuner. Am häufigsten sind sie in Ungarn, Siebenbürgen, in der Moldau, der Wallachei und im türkischen Gebiete. Ihr deutscher Name ist wahrscheinlich von der in Italien, Ungarn, Siebenbürgen, Pohlen, der Moldau und der Wallachei gewöhnlich diesen Leuten beigelegten Benennung *Zigani* oder *Zingani* entstanden; und diese ist wenig von dem, von den Türken ihnen gegebenen Namen *Tschinghenes* abweichend. Die Franzosen nennen sie *Böhmen* (des *Bohemiens*) und die Engländer *Aegypter* (*Gypsies*), als kämen sie aus Böhmen oder aus Aegypten her.

Nach den besten bisher bekannt gewordenen Nachrichten kamen die Zigeuner im Jahre 1417 nach Deutschland, und wahrscheinlich aus der Moldau und den östlichsten Gegenden Europens her. Da einige derselben nach Forli in Italien im Jahre 1422 hinkamen, sagten sie, daß sie aus Indien wären. Noch andere Haufen dieser Leute sagten aus, sie kämen aus Klein-Aegypten,
her



Her. Allein dagegen streitet wohl die Sprache, welche diese Leute überall unter sich beibehalten haben; denn die ist weder Arabisch noch Koptisch, welches die Ueberbleibsel der alt ägyptischen Sprache enthält. Sie sind freilich auch in Aegypten anzutreffen, allein dieser zufällige Aufenthalt beweist noch nicht, daß sie ursprünglich von daher gekommen sind; denn sonst wären sie ebenfalls aus Syrien herzuleiten, wo sie gleichfalls anzutreffen sind, und in Syrien unterscheidet man sie doch von den übrigen Einwohnern des Landes durch die Benennungen *Naumwäre* oder *Kurbäd*, und in Aegypten durch den Namen *Ghasie*.

Endlich ist man, durch einige historische Umstände, und auch durch Vergleichung der Sprache der Zigeuner mit der hindostanischen so weit gekommen, daß man ziemlich gewiß seyn kann, daß sie aus Hindostan ausgewandert sind, und sich nach und nach über ganz West-Asien, Aegypten und Europa ausgebreitet haben. *Timurbek*, den man gewöhnlich *Tamerlan* nennt, beherrschte einen grossen Theil von Asien, von 1369 bis 1404, da er starb. Im Jahre 1397 und 1398 eroberte er Indien, und um diese Zeit scheinen die Leute, die wir Zigeuner nennen, aus Indien ausgewandert zu seyn.

In Indien giebt es vier Hauptstämme von Menschen, die sich wieder in viele kleinere Unterabtheilungen vertheilen. Der erste Stamm, oder wie man sie auch nun mit einem portugiesischen Worte nennt, die erste Kaste, ist die, welche die *Braminen* oder *Brahmas* begreift, und deren Beschäftigung die Wissenschaften, der Unterricht, die Rechtspflege und die Besorgung der

gottes-



gottesdienstlichen Handlungen sind. Die Kaste der Eschecheries oder Setreas ist bestimmt, Kriegsdienste zu thun. Die dritte Kaste beschäftigt sich vorzüglich mit Wissenschaften, der Handlung, dem Ackerbaue und der Viehzucht, und sie werden Veis genannt. Die letzte Kaste nennt man Suders, und in der Halbinsel diesseits des Ganges werden sie Parruas, Parreas, Pareier u. s. f. genannt. Nach den einmal von Alters her in Indien eingeführten Sitten und Verfassungen sind die Suders oder Pareier die Diener der drei ersten Kasten, man verachtet sie so sehr, daß sie sich kaum den Personen der drei ersten Kasten nahen dürfen, sie werden sogar für unehrlich und unrein gehalten. Diese ungerichte Herabwürdigung dieser Menschen hat auf ihren moralischen Charakter einen grossen Einfluß gehabt. Die mehresten Suders oder Pareier sind durch diese allgemeine Verachtung gänzlich ausgeartet, und man findet daher unter ihnen Leute, welche das verderbteste Herz haben, sich zu den unflätigsten Arbeiten brauchen lassen, und der abscheulichsten Laster fähig sind. Lügen, Betrügen, Stehlen und Morden sind unter ihnen sehr gemein. Der Trunkenheit, Geilheit und Trägheit sind sie beinah ohne Ausnahme ergeben. Gaukeleien, geile Tänze, Musik, Pferdetausch, Fischen und etwas Schmieden sind ihre gewöhnlichen Gewerbe. Da die übrigen Kasten sie verabscheuen, ihnen nicht einmal erlauben, sich ihnen zu nähern, und ihnen allen Unterricht in der Religion und Theilnahme an den Religionsgebräuchen versagen, so ist dadurch das Verderben dieser verwahrlosten Leute nur immer tiefer, ihre Unwissenheit grösser, und ihr Hang zu Lastern entscheidender geworden; so daß man sich billig wundern muß, wenn unter diesen



diesen so unterdrückten und versäumten Leuten noch ein Saame des Guten, ein Funke von Licht, ein Durst nach Kenntniß, oder ein Ueberbleibsel von Rechtschaffenheit zuweilen übrig geblieben ist.

In Hindostan, am Ausflusse des Sind oder Hinduflusses, befindet sich ein Stamm, den man die Zinganen nennt. Von dieser Völkerschaft sind um die Zeit des berühmten Zuges des Tamerlan nach Indien, ums Jahr 1398, einige Haufen der schlechtesten Kaste nach den persischen Provinzen Kirman, Makran und Segestan ausgewandert, und zogen sich endlich bis in die Gegend von Bassra, nicht weit vom Ausflusse des Phrat oder Euphrat. — Von da zogen diese zerstreuten Haufen, bei den grossen Unruhen, welche die Kriege Tamerlans in den Gegenden verursachten, bis in Syrien, Aegypten und Natolien. Nachdem im Jahre 1401 der othmanische Sultan Bajazid von Tamerlan war geschlagen und gefangen genommen worden, herrschte eine Zeitlang grosse Unruhe in dem Reiche der Othmanen oder sogenannten Türken. Die Zinganen oder Zigeuner hatten Zeit und Gelegenheit während dieser Unruhen, sich immer weiter auszubreiten, und sich durch Wahrsagen, Tanzen, Musik und heimliche Räubereien zu ernähren. Sie hatten ihre eigene Anführer, und behielten ihre alte hindostanische Landessprache bei. Da sie indessen so manche Länder nach und nach durchzogen, so zwang sie die Nothwendigkeit, die Sprachen dieser Länder zu erlernen. Manche Wörter dieser Sprachen mischten sie also in ihre ursprüngliche westlich-hindostanische Sprache, und erhielten bei den Zigeunern das Bürgerrecht. Dies erklärt nun, daß nicht alle Wörter
der



der Zigeunersprache mit der hindostanischen gänzlich übereinkommen; daß zuweilen zwei bis drei Wörter als gleichbedeutend sind in den Zigeuner Vocabularien angegeben worden; daß die Endigungen und Beugungen mancher Zigeunerwörter von den der hindostanischen etwas abgehen. Indessen so ist die Uebereinstimmung beider Sprachen auffallend genug, daß man sie als nahe verwandte und von einander abstammende Sprachen nothwendig anerkennen muß.

Aus Asien war der Uebergang nach Europa bei Konstantinopel und der thracischen Meerenge sehr leicht. Diese wandernden Züge der Zinganer oder Zigeuner kamen also schon vor dem Jahre 1414 in Europa an, und verbreiteten sich in Abtheilungen von 80 bis 100 Menschen und drüber, unter ihren besondern Anführern, in wenigen Jahren nach dem Jahre 1414 über ganz Europa, so daß kein Land von der allgemeinen Ueberschwemmung frei geblieben ist. Ihre Wahrsagereien, Tänze, Musik und grosse und kleine Räubereien, alle Arten von Betrügereien und Diebstählen sind noch überall ihre Beschäftigung. Sie sind aus vielen Ländern verbannet, und demungeachtet halten sie sich heimlich und unter allerlei Kunstgriffen in allen Ländern Europens mehr oder weniger auf.

Wenn man die Lebensart der Zigeuner untersucht, so findet man, daß sie unter ihren Anführern in kleinen Haufen von 20 bis 30 Personen, alle Länder durchstreichen, nirgends bleibende Wohnungen haben, in aller Witterung beinahe in elenden Hütten leben, kümmerlich und zur höchsten Nothdurft nur mit Kleidungen versehen sind, und daß oft ihre junge Brut beinahe nackend
geht.



geht. Ihre Vorliebe zum Faulenzen ist wohl vorzüglich Schuld an ihrer Armuth; und da sie nichts mit ordentlichem anhaltenden Arbeiten, wie andere Menschen in wohlgeordneten Staaten, verdienen, doch aber leben wollen, so suchen sie durchs Vorgeben, daß sie in den Linien der Hand die zukünftigen Schicksale der Menschen lesen können, sich von Unwissenden und Leichtgläubigen etwas zu verdienen.

Seht nur, lieben Kinder, wie vieles Unrecht diese Zigeuner den übrigen Menschen anthun. Die Vorsehung hat jeden Menschen mit Gesundheit, Geschicklichkeit und Fähigkeit zu allerlei Arbeiten ausgerüstet. Sie hat uns allen Anlagen zur Vernunft verliehen, welche durch Fleiß, Anstrengung und Uebung können vermehret, ausgebildet und so vervollkommnet werden, daß ein jeder bei Fortsetzung seines Fleisses und bei Uebung der Tugend und Rechtschaffenheit kann seinen Unterhalt sich hinlänglich, oft reichlich verschaffen, ein gutes Auskommen, oft auch noch einen Nothpfennig und Ehrenpfennig sich erwerben, und auch etwas mit der Zeit zusammenbringen, das er seinen Kindern nachlassen kann. Dies sind die Absichten des gütigen Gottes mit uns, und also werden sie uns zur notwendigen nicht zu erlassenden Pflicht; so daß, wer nicht arbeitet, auch nicht essen soll. Diese faulen Zigeuner, die nun nicht arbeiten wollen, widerstreben der Bestimmung des Menschen und der Ordnung Gottes, und sind daher mit Recht arm, ohne Wohnung, ohne Kleidung und oft ohne Nahrung, die doch jeder ordentliche und fleißige Mensch durch Arbeit und Fleiß für sich und die Seinigen leicht erwerben kann. — Sie misbrauchen
nuit



nun ihren gemeiniglich natürlich guten aber rohen und schlecht angeführten Verstand, um sich durch unrechtmäßige Mittel den Unterhalt zu verschaffen, den sie durch ordentliches Arbeiten sich nicht erwerben mögen.


— Der Allvater und Regierer der Welten und Menschen hat aus höchstweisen Absichten uns das Vorherwissen unserer künftigen Schicksale versagt. Denn denke nur, ihr wüßtet schon, daß ihr über 10 oder 20 Jahren an einem gewissen Tage und Stunde sterben solltet. Würdet ihr nicht jeden Tag, jede Stunde, jede Minute, die euch dem schrecklichen, dein entscheidenden Tage näher bringt, mit Angst, mit Zittern und schrecklicher Erwartung entgegen leben? Würdet ihr nicht stets denken, nun habe ich nur noch so viel Jahre, noch so viele Monate so wenige Tage, Stunden, Minuten zu leben? Würde dies nicht alle eure Anstrengung, allen Fleiß bei euren Berufsarbeiten ersticken, allen Geschmack an den unschuldigen Vergnügungen dieses Lebens rauben? Würde euer Leben nicht dadurch eine Hölle auf Erden werden? Die Vorsehung hat uns also aus hoher Weisheit und wahrer Barmherzigkeit alles Vorherwissen unserer zukünftigen Schicksale mit Fleiß versagt. Auch daher nicht die geringsten Merkmale in irgend etwas, am wenigsten in unseren Körper oder dessen Züge eingegraben. Die Linten und Furchen in unseren Händen sind zuerst durch den Gebrauch unser Finger und kleinen Fäuste in der ersten Kindheit entstanden. Je nachdem der Zufall oder die Geschicklichkeit oder Ungeschicklichkeit unser Mutter, Schwestern, Verwandten, Ammen, Wärterinnen uns lehrte ein Ding in der Hand halten und fassen, je nachdem das Ding groß oder klein, glatt oder rauh, rund oder eckig, knotig und so weiter war, je nachdem an-

berte



berte dieses diese Linien oder Furchen in der Hand. Nachmalige leichte oder schwere Arbeit und Gewohnheit, die Finger und Fäuste zu falten, änderten diese Linien noch mehr. Es ist also nicht wohl möglich, daß in diesen durch Zufall, Gewohnheit und Arbeit veränderte Linien und Zügen der Hände die Merkmale seyn könnten oder es werden sollten, durch die unsere künftigen Schicksale bezeichnet würden; und doch haben die Zigeuner die Dreustigkeit und Unverschämtheit, ihrem Nebenmenschen es aufbinden zu wollen, daß sie in diesen Zügen der Hände es lesen könnten, was ihm dereinst begegnen würde. Allein gesetzt, es wäre dieses möglich, da es doch nicht ist, meint ihr denn, lieben Kinder, daß die Vorsehung einem armseligen Gesindel, welches sich blos vom Stehlen, Rauben, Betrügen, in lauter Faulheit und Müßigang ernährt, und sich allen Lastern und bösem Frevel überläßt, gerade das offenbart und kund gemacht habe, was selbst den Weisesten und Besten unter den Menschen verborgen geblieben ist? Ohne Offenbarung könnte aber kein Sterblicher dergleichen Uebereinstimmung zwischen den Zügen der Hände und den künftigen Schicksalen der Menschen ausfindig machen, und noch weniger sie richtig auslegen, wenn sie ja möglich wäre. Nun aber seht ihr schon, lieben Kinder, daß die Vorsehung, welche den Menschen glücklich machen, ihm seine Berufsarbeiten erleichtern, und ihm manche unschuldige Freude in diesem Leben will genießen lassen, ihm nicht habe können seine künftigen Schicksale vorher wissen lassen, ohne sein Glück, seine Ruhe und Zufriedenheit gänzlich zu zerstören, und es auch nicht habe thun wollen, weil der Allvater seine vernünftigen Geschöpfe viel zu lieb hat, um sie durchs Vorherwissen

ihrer


 ihrer Schicksale zeitlebens unglücklich zu machen. Die Zigeuner sind also nicht nur unverschämt, dem armen unwissenden Volke etwas weiß machen zu wollen, sondern sie erüñnen sich auch der Vorsehung in ihrer Weisheit entgegen zu handeln, und die Menschen durch ihre erlogenen Wahrsagereien schändlich zu betrügen. — Alles dies bestätigt sich noch mehr dadurch, daß die Zigeuner verschmizt genug sind, mit ihrem Wahrsagen den Leidenschaften der Menschen zu schmeicheln, und sich dadurch mehr Geschenke und unverdiente Gaben zuzuziehen. Sie erkundigen sich schlau nach dem Charakter und den Leidenschaften der Menschen in der Nachbarschaft, und nachdem sie solche erfahren, so versprechen sie den Ehrfüchtigen hohe Ehrenstellen, Rang und Titel, den Wollüftigen Frauengunst und Schönheit, den Geizigen grosses Gut und Reichthümer. — Man hat auch Beispiele, daß, da man bemerkt hat, daß die Menschen oft noch schwach und thöricht genug sind, allem Wahrsagen, so falsch und ungegründet es auch ist, Glauben beizumessen, boshafte Menschen sich der Zigeuner bedient haben, um schwache Menschen auf allerlei Weise durch ihre Wahrsagereien und Lineamentenlesen aus den Händen, in Lasterhafte Verbindungen zu bringen, und sie in ihr Unglück zu stürzen. — Ihr werdet also aus allem diesem nun wohl einsehen, lieben Kinder, wie vieles Unrecht diese Zigeuner ihren Mitmenschen, durch ihre vorgebliche Wahrsagereien, Traumdeuten und böse unnütze Künste, anthun!

Da die Zigeuner weder selbst von Gott und ihren Pflichten gegen ihn und ihre Mitmenschen etwas wissen, noch ihren Kindern den geringsten Unterricht in diesen für



für die Menschheit so wichtigen Dingen selbst mittheilen, oder dafür Sorge tragen, daß sie von anderen darinn unterrichtet würden, so wachsen sie alle in der grösssten Unwissenheit und Fühllosigkeit auf. Jede Art von Gottesdienst, die in dem Lande, worinn sie sich aufhalten, die Oberhand behalten hat, wählen sie auch äusserlich für sich zur Nachfolge. Unterricht und Tugend sind ihnen fremde Dinge. Da sie keine Begriffe davon haben, daß sie für ihre Handlungen besonders gegen ihre Mitmenschen verantwortlich seyn, und davon Rechenschaft zu geben schuldig sind, so erlauben sie sich alles gegen andere Menschen, die nicht zu ihrer Horde gehören. Denn wenn sie gegen ihre eigenen Leute sich etwas zu Schulden kommen lassen, und werden entdeckt, so pflegen sie hart mit Schlägen dafür zu büßen; sind sie groß und stark genug, so wehren sie sich, besonders wenn sie Mitschuldige haben, die ihnen beistehen. Und eben dadurch zeigt es sich schon, daß sie schon selbst einsehen, man müsse das anderen Leuten nicht thun, was man selbst an sich nicht wolle von anderen gethan wissen, und daß sie doch alles sich erlauben würden, wenn sie es nur ungestraft thun könnten, und daß sie daher bloß das Recht des Stärkeren anerkennen. Allein wie verkehrt würde es in der Welt zugehen, wenn der Stärkere mit Zuziehung von einigen Bösewichtern seines Gelichters allen andern ihr Haab und Gut könnte wegnehmen, ihre Weiber und Töchter zur Arbeit und zur Schande könnte zwingen, und sie mit Schlägen und Wunden und dem Todschlage zur Befolgung ihres böshafsten Willens nöthigen wollte. — Diesem Uebel zuvorzukommen, haben vernünftige und rechtschaffene Menschen sich zusammengethan, und Gesetze und Anordnungen verab-

redet,

◆◆◆

redet, auch andere Vorgesetzte angenommen, welche dafür sorgen sollten, daß dergleichen Gesetze und Anordnungen, die zum Besten der ganzen Gesellschaft dienen, sollten gehalten und befolgt werden. Nimmt einer dem andern etwas, es sei mit Gewalt, oder heimlich, oder durch List, so muß auf die Klage des Beleidigten die Obrigkeit sorgen, daß das Entwandte wieder erstattet, und der Uebertreter der Gesetze bestraft werde, damit er es nicht mehr thue, und er lerne für die Gesetze Ehrfurcht haben. Beleidigt er ihn an seiner Ehre, oder an seinem Körper, durch Schlagen, Werfen, Stossen; so muß der Uebertreter nicht nur Abbitte thun, sondern auch noch für die Uebertretung der Gesetze leiden und büßen, um die Ruhe künfrig besser zu erhalten. Die Schläge, Wunden, Verletzungen muß er heilen lassen, die Zeitversäumung des Kranken bezahlen, und für die gestörte öffentliche Ruhe am Leibe oder Vermögen büßen.

— Nun aber, lieben Kinder! ist die wahre Ursache der Diebereien und Raubereien, des Betrugs, der Lügen und aller der Bosheiten der Zigeuner, der Müßiggang und ihre Unlast von Gott und ihren Pflichten was zu lernen. Sehet also, wie wichtig es ist, fleißig zu seyn, sich zur Arbeitsamkeit bei Zeiten zu gewöhnen, und Lesen zu lernen, damit man von Gott und unseren Pflichten gegen ihn und unsere Mitmenschen, so viel als möglich, lernen könne, um darnach bei Gelegenheit handeln zu können.

Der Müßiggang der Zigeuner hat natürlicherweise manches andre Uebel nach sich gezogen. Ihre Abneigung gegen ordentlichen Fleiß und Thätigkeit in erlaubten und Brodterwerbenden Geschäften hat die Folge gehabt,

B

daß



daß die Zigeuner arm sind, und fast durchgängig kein Eigenthum besitzen, und daher oft mit ihren Kindern darben und hungern müssen, keine Wohnung haben, und überall an Zäunen und Hecken oder in elenden Hütten sich lagern, die sie wenig oder gar nicht gegen das Ungemach des Wetters schützen. Sie haben daher selten gute und ordentliche Kleider; denn ihre junge Brut gehet gemeiniglich ganz nackend, oder hat höchstens ein paar alte Lumpen zur Decke. Selbst der Größeren und Erwachsenen Anzug besteht aus Fetzen und abgetragenen Ueberbleibseln ehmaliger Kleidungsstücke. Dies macht, daß sie vom Rauche des Feuers, das sie in ihren elenden Hütten ansachen, so wie von Unreinlichkeit und Schmutz, ganz schwarz und kothig aussehen und übel riechen. — Sehet also, lieben Kinder! wie es dem faulen und unthätigen Müßiggänger ergeheth. Die Strafe seines Faulenzens folgt ihm auf dem Fusse nach. Er muß hungern, er hat kein Obdach zur Wohnung und keine Kleider zur Decke. Er wird zuletzt schmutzig und von Unreinlichkeit eckelhaft, und allen seinen Nebenmenschen ein Abscheu! — Allein die auf Müßiggang folgende Armuth und Mangel an Nahrung, Eigenthum, Obdach und Kleidung, verbunden mit dem Mangel an guter Erkenntniß, Unterricht, Tugend und Religion, verleiten die Zigeuner, sich diese nothwendigen Bedürfnisse des Lebens auf unerlaubte Art zu verschaffen. Sie stehlen also heimlich des Nachts Speck, Brodt, Mehl, Hüner, Schafe, Schweine u. dergl. um ihren Hunger zu stillen, und Kleider und Wäsche, um ihre Blöße zu decken, und oft ermorden sie die Leute, denen sie das Ihrige abnehmen, um nicht entdeckt oder erkannt zu werden. Wo das Stehlen und die Gewalt nicht gut können

können angebracht werden, da bedienen sie sich der List, und suchen durch allerhand Betrügereien und falsche Vorspiegelungen einfältige Menschen um das Ihrige zu bringen. Die Obrigkeiten und Vorgesetzten von Dörfern, Ländern und Städten sahen ein, daß die Zigeuner ein schädliches und in den wohlgeordneten menschlichen Gesellschaften nicht zu duldenes Volk wären. Man fing die Diebe und Mörder, und viele bekamen ihren Lohn am Galgen, oder dadurch daß man das von ihnen vergossene Blut wieder vergoß, und Gesetze gab, wodurch alle Zigeuner, die noch als solche in Horden herumziehen, sollten das Land räumen, und daß man sie, wenn sie sich doch ertappen ließen, auffing und zu harten Arbeiten, zum Karren beim Festungsbau nöthigte. — Hieraus werdet ihr, lieben Kinder, noch deutlicher erkennen lernen, welche böse Folgen der Müßiggang und der draus entstehende Mangel und Dürstigkeit nach sich ziehen. Wer also arbeitsam ist, seine Berufsarbeit erlernt und fleißig treibt; dem gelingt es, daß er nicht nur Brodt und Nahrung, Kleider und Wohnung, und auch wohl etwas zum Nothpennige erwirbt, wenn Krankheiten und andere Unfälle ihn oder die Seinigen treffen. Er hat es nicht nöthig, seinen Unterhalt auf unerlaubten Wegen, durch List, Betrug, Stehlen und Morden zu suchen; und er ist daher auch sicher, daß er für solche Unthaten der Obrigkeit und ihrer Gerechtigkeit nicht werde in die Hände fallen. Er kann also mit Freudigkeit auf diesem Erdboden leben, so lange ihm die Vorsehung dieses Leben fristet, und hat ein Recht auf den Schutz der Obrigkeit.



II. Die O = Tahaiter.

Seit etwa zwanzig oder dreißig Jahren spricht man in manchen Gesellschaften gebildeter Menschen viel von O = Tahaiti und den O = Tahaitern. Diese sind ein Völkchen, welches auf einer Insel wohnt, die im Südmeer zwischen den Wendezirkeln gelegen ist. Sie hat den Namen wahrscheinlich von ihrer Lage gegen Morgen empfangen; denn sie ist die größte und fruchtbarste unter allen den vielen Inseln des Südmeeres, welche so weit in Ansehung der übrigen Inselkreise gegen Morgen gelegen ist. Te = Tahaieta aber heisset in ihrer Sprache der Morgen oder Sonnenaufgang.

Schon im Jahre 1606, am 10ten Februar, ward sie zuerst von einem spanischen Seefahrer Don Pedro Fernandez de Quiros entdeckt, und von ihm wegen der Leute, die Bogen und Pfeile hatten, Sagittaria (die Bogenschützen Insel) genannt. Nach ihm 161 Jahre später ward sie vom Capitain Wallis 1767 gesehen und besucht; ferner besuchte sie der bekannte französische Seefahrer Bougainville im Jahre 1768; dann Capitain Cook im Jahre 1769; wahrscheinlich ward sie auch ums Jahr 1771 oder 1772 von den Spaniern von Lima aus besucht. In den Jahren 1773 und 1774 war Cook zweimal daselbst, und in eben dem Jahre 1774 sind allem Ansehen nach, die Spanier zum zweitemale daselbst gewesen. Cook kam 1777 zum drittenmale dahin. Seit der Zeit ist Capitain Sever, im Schiffe die Lady Penrhyn im Julius im Jahre 1788 da gewesen. Die Capitaine Bligh und Edwards, die Spanier und wahrscheinlich einige Amerikaner haben von 1788 bis 1792 in O = Tahaiti sich eine Zeitlang aufgehalten. Die



Die D: Tabeiter sind eine Menschenart, welche nach ihrer Sprache zu urtheilen, aus dem südlichen Inselmeere Indiens und von den daselbst wohnenden Malayanen abstammen. Sehr viele Wörter ihrer Sprache sind mit weniger Abweichung ganz malayisch; andere gehen vom Malayischen etwas mehr ab.

Die Sprache dieses Volks selbst ist sanft, denn jede Sylbe endiget sich mit einem Selbstlauter (Vocal), und in ihrer ganzen Sprache ist kein zischender Laut, also kein s, oder einer mit demselben verwandter Laut, zu finden. Ihre Sprache ist wie die aller noch wenig ausgebildeten Völker unvollkommen und arm, besonders an Wörtern zur Bezeichnung geistiger Begriffe. Um einen Gedanken auszudrücken, so nennen sie ihn die Sprache des Bauches oder des Inneren. Sie haben kleine ungestalte hölzerne Bilder menschlicher Gestalten, die sie Tihhi nennen, und bei genauerer Erkundigung sagten sie, der Tihhi sey das, was in uns sähe, schmeckte, hörte, röche, empfände, sich des Vergangenen erinnerte und dächte; also war es die Seele des Menschen. Die Kunst zu schreiben, oder unsere Gedanken anderen durch bloß gesehene Zeichen der Laute mitzutheilen, ist ihnen noch gänzlich unbekannt. Diese Kunst hat auf unsere Kenntnisse und die Erlernung mancher wissenschaftlichen Dinge einen sehr großen Einfluß, und giebt also dem, der Lesen und Schreiben kann, Anlaß, viel zu seinem Besten zu erlernen, und sich und anderen nützlich zu seyn. Diesen Vorzug kann sich jedes Kind, das zur Schule gehen und fleißig seyn will, leicht erwerben, und dadurch sich und anderen großen Nutzen und Vergnügen schaffen.



Die Insel O: Tahiti ist ohngefähr 10 deutsche Meilen im Umfange, und bestehet eigentlich aus zwei runden Inseln, welche an einem Orte zusammenhangen, und beinahe wie das Zahlzeichen 8 aussehen. In der Mitte sind hohe Berge, die so weit reichen, daß selbst die Wolken an ihnen ruhen, die Bergspitzen mit Feuchtigkeit benezen und den zahlreichen Bächen, die von diesen Bergen beständig herabfließen, neuen Zufluß von Wasser aus den Wolkendünsten verschaffen. Diese Flüßchen versehen überall die Einwohner mit frischem Wasser, und machen die schmale Ebene, welche die Berge rund um nach dem Meere zu umschliesset, fruchtbar, daß die Bäume und Pflanzen daselbst besser wachsen und gedeihen; allein auf den Bergen wachsen keine Pflanzen zur Ernährung der Einwohner.

An die Insel kann man nur an wenigen Orten mit Schiffen herannahen; indem sie überall mit einem Riefe von Korallenfelsen umgeben ist, die nur an wenigen Orten Oefnungen lassen, welche zu schönen, sicheren und geräumlichen Häfen innerhalb der Riefe führen. Diese Felsenringe geben ihren Gestaden Sicherheit; indem nur wenige diese Einfahrten wissen, und die leicht gegen ihre Feinde können vertheidiget werden. Uebers dem geben sie ihnen Gelegenheit, des Nachts auf diesen Felsenringen mit angezündeten Spähnen die Fische anzulocken und zu fangen, und sich und den Ihrigen eine wohlschmeckende Mahlzeit zu verschaffen.

So klein der Umfang der Insel ist, so hat sie doch eine grosse Menge Einwohner, die man ziemlich gewiß bis an die hundert und funfzigtausend (150,000) rechnen kann. Und alle diese grosse Zahl von Einwoh-

nern lebt hie glücklich und zufrieden. Allein damit Ordnung und Ruhe unter diesen zahlreichen Bewohnern erhalten würde, so haben sie einen König, der über die grosse Halbinsel herrscht, und einen, der die kleinere Halbinsel regieret, der aber dem auf der grösseren unterwürfig ist. Ueberdem ist die grössere westliche Halbinsel, welche *T's Obreonu* heisst, in 24 besondere Kreise oder Abtheilungen getheilt, deren jeder ein erbliches Oberhaupt aus derselben Familie hat, zu welcher der König gehört. Die kleinere östliche Halbinsel heisst *Te's Arrabu*, und hat 19 solche Kreise, mit eben so vielen Oberhäuptern. Ausserdem sind noch sehr viele Häuptlinge, die alle zu der königlichen Familie gehören, die in den Kreisen wohnen. Alle, die zur königlichen Familie gehören, heissen *Erih*, der König aber der grosse *Erih*, *Erih's rahai*. Jeder *Erih* hat verschiedene Unterthanen, welche *Tautau* heissen und gewissermassen als Leibeigene anzusehen sind, welche seine Brodtbäume (*Artocarpus*), die Pflanzungen von Pisang (*Musa*) und Yams (*Dioscorea*), die von *Kawa* (*Piper methysticum*) und dem *Ä's Auta* (*Morus papyrifera*) besorgen, welche seine Schweine, Hühner und Hunde füttern, vermehren und erziehen, die für ihn fischen, seine Bote bauen und ausrüsten, seine Häuser und Wohnungen errichten und erhalten; die Bote rudern, und oft ihm sogar das Essen in den Mund stecken. Zwischen der Klasse der *Erihs* und der *Tautaus* ist noch eine dritte, die man *Manahaune* nennt. Sie sind freie Leute, haben eine Portion ihnen angewiesenes Land zu ihrem Unterhalte, welches sie nebst ihren Familien bearbeiten. Allein so viel ich erkundigen konnte, hatte keiner von ihnen Leibeigene oder *Tautaus*.



Die Königswürde ist erblich, ausser in einigen Fällen, wenn sich der König der Würde durch zu grosse Anmassungen, Strenge und Grausamkeiten verlustig macht, und durch Gewalt gezwungen wird, ihr zu entsagen; allein in dem Falle fällt die Würde doch auf den nächsten Erben, oder den nächsten Stamm der königlichen Familie.

Man erzeigt dem Könige sehr grosse Ehrfurcht, welche darinn besteht, daß alle seine Unterthanen, selbst seine nächsten Verwandten, ihre Kleider von den Schultern herabnehmen und bis an die Mitte des Leibes in seiner Gegenwart bloß erscheinen. Hat der König geheirathet, und er zeugt mit seiner Gemaltn einen Sohn, so wird der sogleich nach seiner Geburt als Erbs-rahai anerkannt. Sein Vater und Mutter und alle ohne Ausnahme entblößen nun vor dem Kinde ihre Schultern.

Wichtige, das Wohl des ganzen Staates angehende Geschäfte entscheidet der König nicht nach seinem Gutdünken, sondern er versammelt alsdenn die Oberhäupter der Kreise, die Priester, alle Erhs und Manahaunes in einer Rathversammlung, die Taurua heißt. Alle Glieder derselben sitzen, und wenn sie sprechen, stehen sie auf, und stellen sich dem Könige gegen über. Die Personen, welche beim Könige die Aufwartung haben, und Hoa oder Es Hoa heißen, dürfen sich nie in der Rathversammlung setzen. Wenn einige sprechen, so thun solches die Alten und Vornehmen mit Anstand und Gelassenheit; allein die niedrigeren und jüngern mit grosser Hestigkeit und Leidenschaft. Es geht also da, so wie in Europa's grossen Rathversammlungen zu!

Da O = Tahiti so viele Einwohner auf einer etwa höchstens 3 geographische Quadratmeilen umfassenden fruchtbaren Strecke hat, so muß es uns Europäern schwer zu begreifen seyn, wie 50,000 und mehrere Menschen auf einer Quadratmeile sich ernähren können; denn vom Kornbaue können sich etwa 2,316 bis 2,500 Menschen auf gutem Boden ernähren, der Weinbau verschafft etwa 4,339 Menschen Unterhalt auf einer Quadratmeile, und in Ländern, die mit Handel- und Manufakturstädten stark besetzt sind, rechnet man auch wohl 5,000 und noch mehr Menschen auf eine Quadratmeile; allein das ist nur ein Zehnthheil von der Volksmenge in O = Tahiti. — Der Brodtruchtbaum (*Artocarpus incisa* L.) wächst auf der ganzen Ebene zwischen dem Meere und den Bergen. Sobald einer vor Alter oder durch Zufall irgendwo ausgeht, da pflanzen die Einwohner sogleich einen jungen hin, und sie haben dergleichen Baumschulen von solchen Schossen, die aus den Wurzeln aussprossen, hin und wieder welche; denn da sie seit undenklichen Jahren diese nützlichen Bäume bloß durch dergleichen Wurzelsprossen angebauet haben, so hat sich das Vermögen, Saamen und Kerne zu tragen, bei ihnen verloren. Auf der Insel Timor und vielen andern Indischen Inseln sind beide Arten von Brodtrucht, mit und ohne Kerne, noch anzutreffen. Drei völlig ausgewachsene Brodtruchtbäume liefern nach und nach, innerhalb acht Monathen, so viele Früchte, daß ein Mensch davon vollkommen ernährt kann werden. 27 bis 35 dergleichen Bäume können auf einem englischen Acker oder Morgen Landes geräumig neben einander stehen, und also könnten 10 bis 12 Personen acht Monathe lang von einem solchen Acker, der 43,560 ge-

vierte



vierte Fuß enthält, sehr guten Unterhalt finden. Dergleichen Aecker gehen 10,240 auf eine geographische Meile, also könnten 102,400 Menschen 8 Monathe lang sich von Brodtfrucht ernähren. Die O: Taheter pflegen die reife Brodtfrucht in grossen mit Brettern und Pisangblättern ausgesetzten Löchern in der Erde säuern zu lassen, und diese saure teigichte Masse, welche sich etliche Monathe lang hält, denn zu essen, wenn der Brodtfruchtbaum keine frische Früchte hat. Ueberdem pflanzen die O: Taheter Jams (Dioscorea) und Aronsstauden (Arum esculentum), Pisangs (Musa paradisiaca) und Bananas (Musa affanda), davon die zwei ersten Arten grosse, nahrhafte Wurzeln, diese aber angenehme Früchte tragen, die ihnen zu der Zeit aushelfen, wenn keine frische Brodtfrucht zu haben ist. Fische, Schalthiere und eine Art eßbarer Seequallen, so wie auch Schildkröten, geben ihnen auch, nebst den Kokusnüssen, viele Nahrung. Wenn ja ein Mangel eintreten sollte, so essen sie auch die Wurzeln eines auf den Bergen wachsenden Farrenkrauts (Pteris esculenta). Und welche Menge von andern Früchten, Nüssen und Wurzeln haben sie nicht noch überdem, um ihren Hunger zu stillen. Man kann also zuverlässig annehmen, daß, da wir gezeigt haben, daß 102,400 Nahrung auf 8 Monathe an der Brodtfrucht einer Quadratsmeile haben, und von der Sauerteigigen Masse und andern Erbsen an Wurzeln, Kernen, Früchten, Fischen, und Schalthieren wohl 4 Monathe noch leben können, so werden gewiß 50,000 Menschen, als die Hälfte von der vorigen Zahl reichlich davon leben können. Man sieht auch, daß da die Britten, Spanier, Franzosen so oft nach Taheti gekommen, und ganze Monathe da

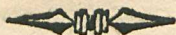
ge



geblieben sind, sie doch von den Einwohnern mit Brodfrucht und Wurzeln reichlich sind versorgt worden; und auch ihre eigene Hunde und Schweine mit Brodfrucht in Menge groß und fett gefüttert haben, so daß sie die Fremden reichlich damit versehen konnten, ohne selbst Noth zu leiden. — Hieraus seht ihr nun, lieben Kinder, daß diese zwischen den Wendezirkeln liegenden Länder ungemein fruchtbar sind, denn alles wächst schnell in die Höhe, und giebt seinen fleißigen Einwohnern Nahrung im Ueberflusse. — Da wir nun in einem weniger ergiebigen Lande wohnen, welches lange Winter hat, so muß man sich desto fleißiger und eifriger an Arbeitssamkeit gewöhnen, damit es uns nicht aus Trägheit sauer und schwer werde, uns zu ernähren, zu bekleiden und Feurung zur Wärme im Winter zu verschaffen.

Die Kleidung der D = Tsheter ist sehr merkwürdig. Sie besteht aus der geklopften inneren Rinde, der jungen Papiermaulbeerpflanze (*Morus papyrifera*) oder des Brodfruchtbaums. Sie ist gewöhnlich weiß; allein sie färben solche auch gelb mit dem ausgepreßten Milchsaft einer ganz kleinen Feigenart (*Ficus tinctoria*) oder roth; da sie denn zu dem Feigensaft noch den Saft der grünen Blätter einer am Meere wachsenden Winde (*Convolvulus brasiliensis*) hinzuthun, welche Mischung ein schönes, aber nicht daueres Noth hervorbringt. Ein Stück dieses Zeuges ist gewöhnlich 6 bis 7 Fuß lang, und etwa 3 Fuß breit, dieses wickeln sie doppelt genommen um ihre Hüften, und stecken den Zipfel oben fest, daß es beinahe wie ein bis über die Knie reichender Weiberock aussieht. Der gemeine Mann hat nie mehr Kleidung, so wie ein jeder andere,

bef



bei der Arbeit und in Gegenwart des Königs. Allein Vornehmere pflegen, besonders Morgens und Abends, noch ein eben so grosses Stück Zeug zu haben, in dessen Mitte der Länge nach ein etwa 18 Zoll langer Schlitz geschnitten ist. Durch dieses Loch stecken sie den Kopf, und ein Theil hängt vorne, der andere hinten herab. Oft wickeln sie das Stück Zeug, so sie um die Lenden tragen, über dieses Schulterstück. Dies ist ihr ganzer Anzug. Zuweilen wickeln sie noch ein feines langes Stück Zeug um den Kopf, um sich gegen die Sonnenstrahlen zu schützen. Welches aber nur selten geschieht, indem die mehresten von ihnen ein starkes krauses Haar haben, welches die Sonne hinlänglich abhält; und da die ganze Ebene in der Insel, wo sie herumwandeln, mit lauter grossen schattigten Brodfrucht bäumen besetzt ist, die einen zusammenhängenden schattenreichen Hain bilden, so sind ihre Köpfe da genug gegen die Sonnenhitze gesichert. Diese papierähnliche Kleidung der D. Tabeiter darf nicht naß werden, indem sie sonst wie Papier zerbricht. Wenn demnach ein D. Tabeiter fern von allen Wohnungen vom Regen überrascht wird, zieht er seine Kleider aus, legt sie sorgfältig zusammen, und setzt sich auf dies Bündel, um es trocken zu erhalten.

Die Papiermaulbeerpflanze (*Morus papyrifera*), dessen Rinde in Schina und Japan den besten Stoff zu dem vorzüglichsten Papiere hergiebt, wird hier aus jungen Stöcken gezogen, die man auf einem mit Gräben umzogenen und mit Muschelschalen gedüngtem Boden pflanzt. Hier wachsen die jungen Schossen schnell und lang in die Höhe; sobald sie 7 bis 8 Fuß lang sind, schneidet man sie an der Wurzel ab, und schälet die

die Rinde ab. Diese Rinde in Bündeln gebunden, wird ins Wasser des Baches gelegt, mit einem Brette bedeckt, das mit Steinen beschwert ist, damit es der Strom nicht fortreisse. Nachdem es hinlänglich ist gewässert worden, wird die obere grüne Rinde mit einer scharfen Muschelschale auf einem Brette abgeschabt. Die weissen schmahlen Stücke legt man neben einander, und klopft sie mit einem sehr harten, schweren Klöpfel auf einem viereckigten Balken. Die vier Seiten des etwa 18 bis 20 Zoll langen Klöpfels sind mit Furchen in das harte Holz der Länge nach ausgehöhlt, davon die erste Seite grob und die folgenden jede feiner ist als die vorhergehende. Der klebrige Saft der Rinde verbindet die Stücke durchs Klopfen dergestalt in ein Ganzes, daß man nicht die geringste Spur der Zusammenfügung erkennen kann. Will man dickere Zeuge haben, so werden 3 bis 4 ja noch mehrere Lagen des Zeuges übereinander gelegt, von neuem besprengt, geklopft, auch wohl mit einer Art Kleister von der Wurzel der Okra (*Hibiscus esculentus*) zusammengefügt. Seht lieben Kinder, so einfach ist die Kleidung dieses Volkes; so sinnreich die Art und Weise, sich mit einer Rinde zu kleiden und sie allen Bedürfnissen, der Hitze und Kühle, auch dem Luxus mit Farben angemessner zu machen. Zu ganzen Tagen sitzen ganze Haufen Tahaitischer Mädchen, unter der Aufsicht einer älteren, auch wohl vornehmeren Frau, und klopfen diese Zeuge aus Rinden zusammen. Weit schallt durch den Hain dies Geklopfe und eben so weit hallt der frohe Gesang der Mädchen, längst den Gestaden ihrer Insel. Lust zur Arbeit macht frohe Leute!

Die Wohnungen der gemeinen O. Tahaiter sind
aus



aus sehr leichten Materialien zusammengesetzt. Knüppel und Sparren von der Dicke eines Armes machen das Gerüste aus, und denn haben sie noch ein Dach von Rohr, Gras, oder Pandangblättern (*Pandanus odoratissima*). Die Seiten sind zuweilen mit Strauch durchflochten. Selten ist in diesen Hütten noch eine Abtheilung für den Eigenthümer des Hauses. — Die Vornehmen haben zuweilen auch nur eben solche Hütten. Allein gemeinlich steht neben diesem Gebäude ein grosses Gebäude, das etwa 80, 100 bis 120 Fuß lang und etwa 20 bis 30 oder 40 breit ist. Seine Pfosten sind rund und über Ellen dicke. Ein grosser Balken wird von diesen Pfosten getragen. In der Mitte des Hauses steht eine andre Reihe solcher Pfosten, welche aber sehr viel höher sind und auch einen Balken tragen. Von den niedrigen Seitenbalken bis zu dem hohen Mittelbalken liegen die Sparren, an welchen Querlatten befestigt sind, auf denen das Dach von Pandangblättern ruhet. Unten ist das Haus rund um, etwa 18 Zoll hoch von der Erde mit einem Gatterwerke von Holze umgeben, damit keine Schweine hereinkriechen mögen. Der ganze Boden dieses grossen Hauses ist unten mehr als einen Schuh hoch mit trockenem Grase bedeckt. Dies grosse Haus ist ein allgemeines Haus für alle Ankömmlinge und Unterthanen des Vornehmen oder Oberhauptes. Hie sind sie gegen die Sonne gedeckt, die Luft streicht unten durch, da es ganz offen ist, und hie schlafen auch alle die Fremden, z. B. bei der Ankunft der Schiffe; und es ist alsdenn ein wahrer morgenländischer Karavanserai, oder Haus zur Aufnahme der Fremden und Reisenden.

Unterhalt, Kleidung und Wohnung haben also diese Leute, und können solche sich selbst leicht, und ohne
 grosse

grosse Bemühung verschaffen. Allein damit sie in dem Genusse dieses Glückes ruhig bleiben, und nicht von andern mit Gewalt darinn gestört, oder daraus durch Unterdrücker von anderen Inseln in Mangel, Eklaverey und Elend versetzt werden könnten, so müssen auch gute Anstalten vorhanden seyn. Die Lage von O. Tahiti, auf einer Insel, die mit einem Rief umgeben ist, giebt vollkommen Gelegenheit zur Vertheidigung gegen irgend einen Feind, der es wagen wollte, sie anzufallen. Sie haben also in besonders dazu errichteten Häusern, grosse doppelte Kriegskähne, die von 50 bis 90 Fuß lang und etwa 4 bis 5 Fuß breit sind. Diese Bötte haben einen Kiel, der aus einem grossen starken Baume ausgehöhlet ist, wozu sie vor der Ankunft der Europäer nur steinerne Beile, in der Gestalt einer Dächsel, und steinerne Meissel brauchten. An diesem Kiële befestigen sie Kniee mit hölzernen Pföcken statt der eisernen Nägel, und die Seitenplanken werden an denselben mit Tauwerke aus den Fasern der Kokusnüsse befestiget; und sogar werden eine Planke an die andere mit Tauwerke, welche durch Löcher gezogen wird, die man in beide mühsam eingebohret hat, gleichsam zusammengenähet. Solche zwei Kähne werden durch funfzehn bis achtzehn starke Querbalken neben einander verbunden. Das Vordertheil so wie auch das Hintertheil sind etwa 5 bis 6 Fuß über dem Wasser erhaben; das letztere hat geschnitzte Zierathen, die wie eine Säule in einer schrägen Richtung in die Höhe stehen. Gemeiniglich bestehen diese Säulen aus 8, 9 bis 10 übereinander stehenden Tihhis, davon der oberste der Größeste ist. Große Federbüsche hängen von diesen Säulen als Wimpel herab, und zwischen ihnen hängt ein grosses Stück ihres

Zeuges



Zeuges als eine Flage. Gegen das Vordertheil der so verbundenen Doppelböte sind etwa 5 bis 6 Fuß hohe geschnitzte Pfosten, auf denen ein Gerüste oder Verdeck von 20 bis 24 Fuß lang und 8 bis 10 Fuß breit ruhet, das von einem 14 bis 18 Zoll hohen Rande eingeschlossen ist, auf welchem die o, taheitischen Krieger stehen. In den Böten selbst und auf Gerüsten, die zuweilen an beiden Seiten weit über die Böte hinwegragen, sitzen die Ruderer, die auf den größesten Kriegsböten sich bis auf 144 Mann nebst 8 Steuerleuten und einem Befehlshaber über die Ruderer und 30 Kriegern belaufen. Die kleineren Kriegsböte enthalten nur 50 bis 60 Mann in allem, und also kaum den dritten Theil der Zahl, mit welcher die Größesten bemannt werden. Diese Kriegsböte sind überall mit einer ungeheuren Menge Steine angefüllt, welche die Ruderer zum Angriffe gebrauchen. Sobald die Böte entweder auf eine andere feindliche Flotte von Böten stossen, geschieht der Angrif von Ferne mit dem Wurfe der Steine, oder auch, wenn die Flotte landen will, so werden die am Ufer stehenden Feinde mit Steinen angegriffen. Kommen sich die Böte näher, so suchen sie mit den Schnäbeln ihrer Böte den feindlichen an die Seite zu gelangen, und sie dadurch zu sinken. Zugleich werfen die Krieger, wenn sie nahe genug sind, ihre 15 Fuß langen, und mit einem Stachel eines Rochen bewafneten Speere auf die feindlichen Krieger. Ein jeder Krieger, wenn er sieht, daß man nach ihm werfen will, hält seinen eigenen Speer in einem Winkel von 30 bis 45 Graden gerade vor sich, mit der Spitze auf der Erde oder dem Bote gestützt. So wie der Speer kommt, so lenkt er ihn durch eine behende und geschickte Beugung des oberen Endes



Endes von sich ab, so daß er weit vorbei fliegt. Sie üben sich lange zu diesem Ablenken der Speere. Die Speermänner stehen in doppelten Reihen. Denn tritt einer zum Angriffe der Feinde vorwärts, und wirft seinen Speer; allein einer vom Feinde tritt vor, und lenkt den Speer seitwärts ab. Kommt es zum Handgemenge, wo die langen Speere nicht mehr können gebraucht werden, so ergreift jeder Krieger seinen Streitkolben, der zuweilen 7 bis 8 Fuß lang und vom harten Casuarina-Holze in der Gestalt eines Ruders gemacht ist, und schlägt auf die Feinde ein. Das Steinwerfen und Schleudern wird zugleich immer fortgesetzt. So bald einige der angesehensten und tapfersten Krieger getödtet oder doch tödtlich verwundet sind, so laufen seine Begleiter entweder zu den Böten oder ins Gebürge, und die Ueberwinder tödten alles, was sie ereilen können, erobern die Böte, zerstöhren die Häuser, nehmen Schweine, Hunde und Federvieh weg, und zuweilen schälen sie die Rinde von den Brodtfrucht bäumen und Kokosbäumen. Da denn der geschlagene Feind sich ergeben und um Frieden bitten muß, den man auch selten versagt. Die Krieger haben gemeiniglich vielfache Kleider an, und hängen einen von Flechtwerk mit glänzenden Taubensfedern bedeckten, mit Haifischzähnen gezierten und mit weissen Hundehaaren befranzeten Brustschild, der etwa 18 Zoll im Halbmesser hat und halbzirklicht ist, vor die Brust. Auf dem Kopfe haben sie einen 5 bis 6 Fuß hohen Helm von Flechtwerk, der vorne mit eben den Taubensfedern bedeckt, am Rande aber mit langen Federn aus dem Tropikvogel gekränzt ist. Auffer der Kriegszeit ruhen die Böte in den von uns angemerkten Boothäusern, darinn mehrere zugleich aufbewahrt werden. Der grössste

E

District



Distrikt in O: Tahiti Attahuru hatte 259 große Kriegsböte, der kleinste Tittahah hatte deren 44, und alle 24 Kreise oder Distrikte können leicht 1200 Kriegsböte und 600 kleine Böte, jeden mit 5 Mann besetzt, besitzen. So daß leicht an die 27,000 Mann zur Besatzung der Flotte dienen. Allein man kann, bei einer Unternehmung auf eine andere nahe gelegene Insel, nicht die Macht der ganzen Insel brauchen, sondern muß zur Sicherheit gegen einen Ueberfall einen guten Theil zurücklassen. Ein einziges Treffen entscheidet gemeinlich den ganzen Krieg, und es bleibt Friede auf einige Zeitlang. Es sey denn, daß ein König, wie der von Bolabola, der Opuni heißt, die Eroberungsucht hat, und sich zum Oberherrn der benachbarten Inseln macht; indem auch der Opuni wirklich O: Rajeeda (Uliatea) O: Tahah und Maurua sich gänzlich unterworfen hat. Zu welchem Ende er denn auch viele Krieger seiner Insel auf den überwundenen Inseln mit Ländereien beschenkt, und ihnen Vorgesetzte von seinen Verwandten gegeben hat.

Die Einwohner von O: Tahiti haben so, wie alle rohen, noch wenig gebildeten Völker ebenfalls rohe, wenig ausgebildete Begriffe von der Gottheit und dem Gottesdienste. Diese Begriffe bestehen in blossen Sagen, deren Werth sie noch nicht Verstand genug zu prüfen haben. Ihre Priester, welche sie Tahawa nennen, und ihre Gelehrten oder Lehrer (Tahata orrèro) erzählen solche Ueberlieferungen, und der Leichtsinns der Nation, die Achtung, die man für diese Leute hat, die lange Gewohnheit, die geheimnisvolle Art des Gottesdienstes, der Umstand, daß die Religion in ihre poli-

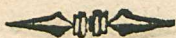


politische Regierung mit verwebt ist, und endlich die poetischen, im gemeinen Leben nie vorkommenden Ausdrücke der Sagen und Lieder und gottesdienstlichen Gebete, haben diese Begriffe in ein so heiliges Dunkel gehüllt, daß wenige von den Vornehmern und gar keine vom gemeinen Manne, über diese Sagen und deren Werth oder Unwerth zu urtheilen im Stande sind.

Sie nennen Gott *Eatua*; allein dies Wort bedeutet auch einen erhabenen Geist oder Genius. Sie glauben an eine über alles erhabene, unsichtbare, höchste Gottheit, und nennen dieses höchste Wesen *Eatua rahai* (der grosse Gott). Unter diesem höchsten Wesen stehen mehrere von ihm abstammende Gottheiten, und jedes Land oder jede Insel hat seinen eigenen Gott, oder es stehet unter seinem besonderen Schutze gotte. Der von ganz *O Tahiti* heist: *Drua hattu*. Das benachbarte *Timeo* stehet auch unter ihm, welches beinahe unwiederleglich beweiset, daß ehemals *Timeo* auch unter der Oberherrschaft von *Tahiti* gestanden und sich losgerissen hat. Die Insel *Huaveine* hat einen Gott, der *Tane* heist. Der Gott von *Rajedea* heist: *Dru*; der von *O Taha*: *Drua*; von *Volabola*: *Tauttu*; von *Maurua*: *Otu*; von *Tabua mannu*: *Taroa*. Der Hohepriester einer jeden Insel richtet an diesen Schutzgott des Landes seine Gebete. Der Begräbnißplatz des Königes heist *Marai*, und ist zugleich der zum Gebete und allen Gottesdienstlichen Handlungen bestimmte Ort. Der *Eatua rahai* hat, als der grosse Stamm oder Ursprung aller göttlichen, geistigen, menschlichen und sonstigen körperlichen Wesen und der Fortpflanzung, seine Wohnung in der Sonne, welche



er auch geschaffen hat, und daher auch noch den Nahmen **Ta-roa = Tean = etumu** (der grosse Erzeuger, Gebährer des Stamms) führet. Nach den sehr körperlichen Begriffen dieses Volks findet keine Fortpflanzung und Erzeugung statt, ohne einem weiblichen Wesen. Zu dem Ende gesellen sie dem **Catua = rahai**, ein sehr körperliches, weibliches Wesen zu, sie ist **D = te = Papa**, ein Felsen. Von ihnen entstanden die **D = Hina**, die Schöpferin des Mondes und Bewohnerin des schwarzen Wölkchens darinn; der **Te = Hewetu = ma = tarai**, der Schöpfer der Sterne; der **Umarrio**, der Gott und Schöpfer des Meeres; und der **Orre = Orre**, der Gott der Winde, unter welchen noch mehrere Untergottheiten und Geister stehen. Einige Vögel, z. B. der Reiher, der Eisvogel und noch mehrere werden als Sinnbilder der Gottheit angesehen, und heissen sogar **Catua**. Die Einwohner sahen es auch nicht gerne, daß wir diese ihre **Catuas** schossen, und wollten sie daher gar nicht berühren. Der **Catua = rahai** hat eine menschliche schöne Gestalt, mit Haaren, die bis zu seinen Füßen herabreichen; er ist auch der Urheber der Erdbeben, und in dieser Rücksicht heißt er **D = Mauma**. Nach Erschaffung der Sonne und des Meeres nahm er sein Weib, den unermesslichen Felsen **D = te = Papa**, und schleppte denselben von Westen nach Osten durchs Meer; da dann durch diese gewaltsame Bewegung alle die Inseln im Südmeere abbrachen, und den grossen Felsenklumpen ließ er gegen Osten liegen, wo er nach der Meinung dieser Leute noch liegen soll. — Der **Catua = rahai** zeugte auch mit seinem Weibe **D = te = Papa** einen Mann **D = Teä**, welcher der erste Mensch gewesen, der mit seinem Weibe **D = te = Torro**, als der Stamm



Stammvater des Menschengeschlechts, mehrere Kinder gezeuget hat. Zu den unteren Meergottheiten zählen die Tahaiter 13 besondere Wesen. Die große Gottheit und der Schutzgott des Landes werden von den Priestern mit Gebeten verehret, die viele fremde, poetische Ausdrücke haben. Wenn sie diese Gebete hersagen, haben sie ein Bündel rother oder gelber Federn entweder in der Hand, oder sie stecken solche, wenn sie auf der Erde vor dem Marai sitzen, vor sich in die Erde, und sehen dasselbe mit unverwandten Augen an, um ihre Aufmerksamkeit von allen Dingen abzuziehen, und sie ganz der vorhabenden Handlung zu widmen. Viele dieser Andachten werden auch vom Trommelschall begleitet, Gesangsweise hergesaget, denn es schien Rhythmus in den Worten zu seyn. Die unteren Gottheiten werden nicht mit Gebeten verehret, sondern nur mit Fischen. Ausser den Gebeten und Gesängen werden gebratene Schweine, Hunde, Hühner, Fische, Brodtfrüchte und dergleichen auf ausdrücklich dazu gefertigten Gerüsten dargebracht, und bleiben bis zur Verwesung liegen. Bei grossen, wichtigen Veranlassungen werden auch Menschen geopfert. Z. B. ehe sie einen Krieg anfangen. Zu diesen Opfern werden von den Tautaus und von den Fremden, die wegen ihrer schlechten Aufführung Strafe besorgen, und von einer Insel zur andern herum ziehen, solche ausersehen, welche wegen ihrer Verbrechen und unverbesserlichen Charakters als allgemein anerkannte Taugenichtse bekannt sind. So bald ein Menschenopfer nöthig ist, überlegt der Vorgesetzte des Kreises mit seinen Freunden und Häuptlingen, welcher Bösewicht den Vorzug haben solle. Man schickt sogleich ein paar Hoa's ab, welche ihn, ohne daß er es vermuthet, mit



mit einer Keule oder Streitaxt tödten. Hierauf bindet man ihn an einen langen Stock, trägt ihn ans Ufer, und bringt ihn in einem Bote bis in die Gegend des Marais. Der König wird davon benachrichtiget, und er begiebt sich an den Ort des Gebetes; denn ohne den König kann kein feierliches Opfer dargebracht werden. Unter langen Ceremonien und Gebeten geschieht dieses endlich — Hierauf nun erschet ihr, lieben Kinder, daß alle, selbst die rohesten, entferntesten Völker, doch eine Gottheit verehren, und derselben einen Dienst widmen mit Singen, Beten und Opfern. Freilich ist an ihrem Erkenntnisse von Gott viel Fehlerhaftes; allein ihre Lage und der Mangel an vorläufigen Kenntnissen an ihrer Seite, und die mangelhafte Kenntniß ihrer Sprache von Seiten der Europäer, nebst ihrem kurzen Aufenthalte unter ihnen, so wie auch die ganz fremde Bestimmung der Europäer und der unmoralische Charakter so vieler unter ihnen, haben es bisher unmöglich gemacht, ihnen bessere Begriffe von der Gottheit beizubringen. Freuet euch demnach über den grossen Vorzug, den euch die Vorsehung gegeben, unter einem Volke und in einem Lande geböhren und erzogen zu werden, wo man euch den Schöpfer Himmels und der Erden lehret besser erkennen, und ihm eine vollkommnere Verehrung darzubringen; mit Tugend und Rechtschaffenheit, und thätigen unverstellten Werken der Liebe, und durch eine innere und überzeugungsvolle Anerkennung und Bewunderung seiner unendlichen Weisheit, Güte und Allmacht, durch Ergebung in seine Schickungen und Verhängnisse über uns im Leben, und durch Entschliessung zu Befolgung alles dessen, was uns das Gewissen und die unendlichen Eigenschaften Gottes als gut und nachahmungswürdig



würdig darstellen. Bedauert zugleich jene arme Mitmenschen, daß sie noch so weit von den Vorzügen, die ihr genießet, entfernt sind, und wünschet ihnen mit Wärme und Theilnahme, daß sie bald diese euch zu Theil gewordene Vorzüge, wenn sie dazu reif seyn werden, auch genießen mögen. Ja beleißiget euch daher desto mehr, diese Vorzüge durch Streben nach mehr und vollkommenerer Erkenntniß, und durch immer grössere thätigere Liebe gegen die Menschen, die euch nahe sind, recht zu erkennen zu geben.

Bei der Geburt der Kinder sind weiter keine Feierlichkeiten üblich, als daß man dem Neugeborenen die Nase etwas platt drückt, es im Flusse abwäscht, und von irgend einem Umstande, der sich dann darbot, oder von einem Gegenstande, der den Eltern oder Verwandten gerade in dem Augenblicke sich lebhafter vorstellte, einen Namen giebt. So hieß der König von Tahiti O: Tu, welches der Nahme einer Art aschgrauer Reiher ist; ein Befehlshaber der Abtheilung Titta: hah hieß Taumata: roa, grosser Huth; ein Vaterbruder von O: Tu hieß Tihhi, die Seele, oder ein solches geschnitztes Bild, welches die Seele vorbildet; der König der Insel Waitahu oder St. Christina, einer der Marquesasinseln, hieß Ahonu, Schildkröte u. s. f. Zur Reinlichkeit wird den Knaben die Vorhaut mit einem scharfen Bambusrohre gespalten, und so geheilet. Wenn die jungen Leute sich der Mannbarkeit nähern, werden ihnen mit einem gezahnten Werkzeuge von Knochen, das man oft in ein Gemengsel von Kohlenstaub und Wasser eintaucht, schwarze Flecken unter der Haut eingeklopft, oder zuweilen macht man ihnen ganze Bogen und Streifen



fen auf den Armen, Lenden und Gefäße. Von dieser Operation schwellen die so verwundeten Theile oft dergestalt an, daß die armen Kinder weder sitzen noch gehen können. Man salbt dann zur Linderung diese Stellen mit Kokosnußöhl.

Bei ihren Heurathen werden auch von den Priestern gewisse Worte im singenden Tone hergesagt, die Verlobten antworten in kurzen Sätzen. Sie speisen zusammen, nehmen einer aus des anderen Hand unter Hersagung gewisser Formeln etwas Speise, und zuletzt baden sich beide im Flusse, und leben von der Zeit an als Mann und Frau. Unter Geringeren bleibt die Ehe beständig. Vornehmere wechseln wohl ihre Weiber, und halten sich Weischläfer und Weischläferinnen.

Bei Krankheiten pflegen die Tahaiter ihre Aerzte (Tahaumamai) zu rufen. Sie sind eine Art Priester, denn Tahauma bedeutet einen Priester, eine gottesdienstliche Person; und mai oder mamai bedeutet den Schmerz, eine Wunde, eine Krankheit. Wahrscheinlich fing die Arzneikunde unter den Tahaitern, wie bei allen rohen Völkern, von dem Verbinden, Reinigen und Heilen der Wunden und Auflegen von einigen Kräutern an; daher denn beim Uebergange zur Heilung der Krankheiten alle Krankheiten mit der Zeit denselben Nahmen bekamen. Ehe man gegen innere Krankheiten einige Heilmittel (Irepaui) ausfindig machte, brauchte man Gebete, Ceremonien und Beschwörungen. Indessen brauchen sie doch sowohl äußere als innere Mittel, deren Wirkung und Bewährtheit, Zufall oder Versuch sie gelehrt hatte; allein in den mehresten Fällen werden blos abergläubische Mittel gebraucht, von denen man



man gutherzig glaubt, daß sie geholfen haben, wenn der Kranke sich besser befindet; stirbt derselbe aber, so ist die Krankheit nach ihrem Vorgeben unheilbar gewesen.

Sobald also der Tod das Uebel des Leidenden beendiget hat, so versammeln sich in seiner Wohnung seine nächsten Verwandten und Angehörigen, und erheben über seinen Verlust eine grosse Klage, die bis an den nächsten Morgen dauert; welche aber oft nur aus Gewohnheit geschieht, indem sie gegen die Europäer mitten in ihren Klagen in ein Gelächter ausbrechen. Alsdann wickeln sie den Leichnam in weisses Zeug, und ist der Begräbnißort nicht weit entfernt, so tragen sie denselben in einem offenen Häuschen, das etwa 6 Fuß lang und 3 Fuß breit ist, in die Nähe desselben, und setzen ihn am Strande nieder. Die Begräbnißplätze der Vornehmen sind am Strande des Meeres von Steinen erbauet, und sehen wie eine Pyramide mit Stufen aus, indem sie nach oben immer mit jedem Absatze schmähler wird, und etwa 6 bis 8 Fuß hoch ist, man nennt sie Marai. Ist der Ort weit vom Marai entfernt, so wird das Todtenhäuschen (Tupapau) in einem Doppelbote zu Wasser hingebraht, und in der Nähe des Marais auf den Strand gezogen. Der Priester geht oder fährt den ganzen Weg mit, und sagt beständig gewisse Gebete her. Er sprengt hierauf gegen die Leiche Seewasser, und jedesmal wird die Leiche etliche Schritte rückwärts getragen. Indessen wird unfern dem Marai auf hohen Pfählen ein Gerüste zubereitet, welches man mit Latten einhängt, und dahin wird der Leichnam in dem Tupapau hingeseht, mit grossen Tüchern ganz bedeckt, und Kränze von Pandangfrüchten und Kokosblättern umhergehungen.



Zuweilen werden von dem rothen Drachenbaume (*Dra-caena terminalis* var. *rubra*) oder von dem Keulensbaume (*Casuarina equisetifolia*) und der Pisangstaude einige nahe bei dem Tupapau gepflanzt, und so lange die Verwesung vor sich gehet, werden gebratene Schweine, Hunde, Hühner und Pisangs, Brodtfrüchte u. dergl. nahe beim Tupapau auf Gerüsten hingesezt. Die weiblichen Verwandten rißen ihren Kopf mit Haifischzähnen, und das Blut nebst den Zähnen trocknen sie mit kleinen Fesen ihres Zeuges auf, und werfen es nebst einigen abgeschnittenen Haaren unter den Tupapau. Ein naher Verwandter zieht auch eine aus Perlmutter, otahaitisch Zeug und vielen glänzenden Taubenfedern verfertigte Trauermaske an; nimmt eine Klapper aus zwei grossen Perlmutterchaalen in eine Hand, und einen Stock mit einer Säge aus Haifischzähnen in die andere Hand, und fängt einen Umgang an nach dem Marai zu. Ein paar schwarz gefärbte Knaben haben auch solche Haifischzahnsägen in ihren Händen, und gehen neben und vor der Maske her. So bald die Klapper ertönt, läuft ein jeder über Seite, weil ihn sonst die Maske oder die Knaben mit ihren Haifischzähnen rißen und verwunden. Diese Ceremonie wird etlichemal wiederholt. Wenn nach 5 Monathen in diesem warmen Himmelsstriche das Fleisch ganz verweset ist, werden die Knochen noch mehr vom Fleische gereinigt, gewaschen, und im Marai begraben, wenn der Todte ein Erbh war; außershalb demselben, falls er nicht zu dieser Klasse von Menschen gehörte. Der Kopf eines Erbh aber wird in einem Kasten beigesezt, welcher *te-hwarre no te Drometua* (das Haus des Drometua) heißt. Dieser Drometua ist nach dem Vorgeben der Tahaiter ein bösar-ti-ger



ger Geist, welcher um die Marais und Tupapaus sich aufhält, und von dem Fleische der Gestorbenen zehrt, auch wohl in Lebendige hereinkriecht und sie umbringt. Bei gewissen Gelegenheiten werden von den Verwandten durch die Priester Gebete und Opfer von Fleisch und Früchten dargebracht. Die Seele des Verstorbenen schwebt nach ihrem Glauben auch um die Gebeine eine Zeitlang herum. Zuletzt fährt die Seele der Erihs und tapferen Krieger zum Mauwi in die Sonne, und hält da mit der himmlischen Versammlung (Terua-te-rai) ein grosses festliches Mahl, wo Schweine und Brodfrucht gegessen wird. Nach der Beisetzung der Leiche im Tupapau werden bei den Vornehmeren auch feierliche Tänze, nach dem Gesange einiger Männer und dem Schlagen der Trommeln, in dem nächsten grossen öffentlichen Gebäude aufgeführt.

Nicht blos bei der Todtenfeier, sondern auch bei frühlichen Gelegenheiten werden Tänze und dramatische Vorstellungen aufgeführt. Das Tanzen geschieht von jungen vornehmen Frauenzimmern, welche einen besondern Puz, der beinahe wie eine Robe aussieht, angezogen haben. Ihr Kopfpuz besteht aus einer in Form eines Hutes gemachten Wulst von geflochtenen Menschenhaaren, in welche sie die wohlriechenden Blumen der Gardenie einstecken. Große Büsche glänzender Taubensfedern beschatten die Brust, und Quäste derselben Federn hängen um sie herum. Nicht die Bewegung der Füße, sondern der mehrentheils schönen Finger dieser Mägdchens, welche sie auf eine bewundernswürdige Weise schnell und trillernd bewegen können, und wozu sie sehr schiefe Mäuler bis zum Erstaunen und Schrecken verzerren,



zerren, machen einen Theil des Tanzes aus. Ein anderer besteht darinn, daß sie auf die Knie fallen und die Hüften und Lenden seitwärts unglaublich schnell schwanzen. — Ihre dramatischen Vorstellungen sind halb gesprochene, halb pantomimische kleine Poffen. Z. B. Ein Mann, der eine schöne Tochter hat, will sie ihrem Liebhaber nicht geben, und bewacht sie daher sehr genau. Indessen verstehen sich die Liebenden doch heimlich, und sie entfliehen endlich mit einander, da der Vater schläft. Der erwachte Vater ist gewaltig böse, und setzt den Flüchtlingen, aber vergeblich, nach. Zuletzt stellet das junge Ehepaar dem erzürnten Vater ihren Sohn, einen schönen und sehr verständigen Knaben vor, dem zu Liebe der Vater ausgesöhnt wird, und den Knaben zu seinem Lieblinge macht. — Oder ein wohlhabender Erbh giebt einigen seines Gefolges Sachen aufzuheben, diese sind so sorgfältig, daß sie sich sogar im Schlafe auf die zu bewachenden Sachen hinaufsetzen; allein sehr feine Diebe schieben Klöße und andere Dinge anstatt der anvertrauten Kostbarkeiten den Schlafenden ganz leise unter, und sie entkommen mit den gestohlenen Sachen. Die erwachenden Leute wehklagen sehr, bekommen von ihrem Herren derbe Prügel, und müssen den Dieben nachspüren, und wenn sie so glücklich sind, sie endlich zu ertappen, so bekommen die wieder sehr viele Schläge, welches ein allgemeines Gelächter bei den Zuschauern erregt.

Noch muß einer Einrichtung gedacht werden, welche unter den Tahitern und den Einwohnern aller der benachbarten Inseln allgemein eingeführt ist. — Es giebt nämlich in allen diesen Inseln eine Gesellschaft von Men-



Menschen, welche sie **Erions** nennen. Sie sind alle von dem ersten Range der Nation; sie sind alle Freunde untereinander. Sobald einer von einer entfernten Insel ankommt, und bekennt, er sei ein **Erion**, so wird er gleich von jedem **Erion** auf das gastfreundlichste aufgenommen, der ihn mit Wohnung, Nahrung und Kleidung reichlich versieht. Alle gehören unter die Krieger, und alle werden als sehr ausgezeichnete in hohen Ehren zu haltende Personen angesehen. Die Ehe ist ihnen untersagt, und wenn sie ja mit einigen weiblichen Personen ausser der Ehe Kinder erzeugen, so müssen diese Kinder, sobald sie gebohren worden sind, umgebracht werden. Zu gewissen Zeiten versammeln sich die **Erions** einer Insel, und ziehen in Böten nach den benachbarten Inseln. Ich sahe im Jahre 1774 mehr als 70 Böte mit 700 **Erions** und ihren Beischläferinnen von **Huasheine** nach **D: Raiedea** ziehen. So bald diese Leute da ankamen, so wurden sie von ihren dortigen Freunden auf das beste aufgenommen und bewirtheet. Man brachte Brodtfrüchte, Schweine, Hühner, Fische und Hunde zusammen, und es ward täglich festlich geschmauset. Des Abends gab man feierliche Tänze und dramatische Vorstellungen (**Hihwa**), um sie zu unterhalten. Es sollen dieselben zuweilen äusserst wollüstig und unanständig seyn, und die gröbsten Ausbrüche der Unzucht sollen die Folgen derselben seyn. Von **D: Raiedea** zogen diese privilegirten Fresser nach **D: Taha**, und wollten, nachdem sie **Bolabola** besucht hätten, nach **D: Tacheiti** zurückkehren. — Der Ueberfluß an Nahrungsmitteln und allen Bedürfnissen des Lebens, welche die Vornehmen oder **Erions** täglich zu sich nehmen; der Müßiggang, welchen sich alle gewöhnlich erlauben; das

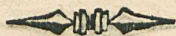
grosse



grosse Ansehen, in welchen diese Drohnen dieser kleinen Staaten bei der niedrigen Volksklasse stehen; die Bedrückungen, mit welchen sie dem übrigen Theile der Nation begegneten, und welche die Folgen des Uebermuthes und der Gewalt sind, welche sie als Krieger anmassend ausübten, mußten natürlicher Weise diese Klasse von Menschen üppig machen, und die nächste Veranlassung zu einer übergrossen Vermehrung derselben werden. Die weiseren Männer des Staates sahen von selbst ein, daß da der Tautau von Arbeiten gedrückt, nur kümmerlich zu leben hat, seine Zahl zuletzt mehr abnehmen, und also ein Mißverhältniß zwischen dem arbeitenden und müßig gehenden Theile der Nation entstehen würde. Die übergrosse Menge der Müßiggänger machte sie überdem übermüthig und unruhig, so daß selbst alle bürgerliche Ordnung, Gehorsam gegen die Gesetze und das wahre Wohl des Staates darunter Gefahr liefen, gänzlich bei Seite gesetzt zu werden, dagegen Mord, Meuterei und Aufruhr überhand zu nehmen. Diese ganze Klasse auszurotten war nicht wohl möglich; denn sie war schon zu zahlreich, und die Sicherheit des Staates gegen auswärtige Feinde erlaubte es auch nicht, seine Vertheidiger wegzuschaffen. Sie erfanden also eine solche Anstalt, welche nach ihrem Bedünken den Besorgnissen abhelfen sollte. Man errichtete also eine solche Gesellschaft, in welche jeder Erbh könnte aufgenommen werden. Er mußte aber ein Krieger werden, und für das Vaterland gestritten haben. Er erhielt dadurch einen hohen Rang, und konnte überall auf die beste Aufnahme sichere Rechnung machen. Allein die Ehe war ihnen verboten, so lange sie zu den Erbh gehörten, und da sie bei dem üppigen Leben doch mit weiblichen

Weischläferinnen könnten Kinder erzeugen, so mußten diese sogleich bei der Geburt erstickt werden, damit diese Klasse der Müßiggänger nicht zu zahlreich würde. — Wenn es ihnen beliebte, wenn die brausenden Jahre der jugendlichen Sinnlichkeit vorüber gegangen, und sie des übermäßigen Genusses der Luste überdrüssig oder davon erschöpft wären; wenn der Mann anfang bei reiferen Jahren mehr Geschmack an den stilleren und reineren Freuden des häuslichen Lebens fand, an Geschäftigkeit und Thätigkeit, an gemäßigtem Genusse von Speise und Trank, an der frohen Aussicht, sich in einigen Kindern wieder hergestellt zu sehen; denn stand es ihm frei, der Gesellschaft der Erions zu entsagen, und eine ordentliche Ehe zu schliessen. Sehet nur, lieben Kinder, wie viele Fehler der ursprünglichen Verfassung von O. Tabeiti sich hie auf einmal zeigen. Erstlich muß kein Mensch im Staate bestimmt seyn, gar nichts zu thun zum allgemeinen Besten, am allerwenigsten muß er kein so grosses Ansehen oder eine solche Macht sich anmassen, daß er andere unterdrücken oder gar allen Gesezen den Gehorsam versagen, und durch Unruhe und Unordnung anderen Mirmenschen beschwerlich oder schädlich werden könnte. Denn das ist eben die Absicht, warum man in der Gesellschaft anderer lebt, daß nämlich ein jeder dem anderen nützlich und förderlich seyn soll, weil man ein gleiches von ihnen erwartet, und daher ihnen dasselbe zuvor erzeigen muß. Zweitens, das Verbot der Ehe, und das Gebot, die ausser der Ehe erzeugten Kinder zu ermorden, sind natürliche Folgen jener ersten Fehler der Verfassung des Staates, und ein Misbrauch der Gewalt der Gesetzgeber. Denn es ist die Absicht des Schöpfers, daß ein

Mensch



Mensch nach erlangter Mannbarkeit, und wenn er im Stande ist, sich, sein Weib und seine in der Ehe erzeugten Kinder zu ernähren, auch wirklich dem Triebe ein Gnüge leiſte, den der Schöpfer unter diesen Bedingungen in ihn gelegt hat; und wer also sich anmasset, unter welchem Vorwande es sey, der Ordnung der Vorsehung zu widerstreben, und anderen zu verbieten, in ordentlicher Ehe zu leben, der widersetzt sich der Absicht und Anordnung Gottes, und will sich über Gott wesen, und ist also ein wirklicher Feind der Gottheit. Ferner, der Mensch hat kein Recht über das Leben eines andern Menschen, der nichts verbrochen hat, und am allerwenigsten darf er einem neugebohrnen ganz unschuldigen Kinde das Leben rauben. Selbst die Eltern haben kein Recht dazu; denn das Kind ist von Gott mit Leben begabet worden durch die der Natur verliehene Kräfte, und da die Eltern in einer bürgerlichen Gesellschaft leben, so ist das Kind von seiner Empfängniß und Geburt an ein Mitglied der bürgerlichen Gesellschaft, die ein Recht und die Verpflichtung hat, sein Leben zu erhalten, zu beschützen und sich seiner gegen alle Gewalt und Gefahr anzunehmen. Ein unschuldiges, neugebohrnes Kind hat nichts gegen die Gesetze und die bürgerliche Verfassung verbrochen, man kann also dasselbe unter keinem Vorwande des Lebens berauben. — Drittens, der Müßiggang hat die Unmäßigkeit zur Folge; denn wer nichts zu thun hat, und im Ueberflusse lebt, der sinnt auf nichts als auf Befriedigung seiner Lüſte und sinnlichen Begierden, auf Fressen, Saufen, Spielen, Tanzen und zeitverkürzende Unterhaltungen und auf allerlei Ueppigkeiten, Ausschweifungen und Befriedigung seiner dadurch erhitzten und zur Brunst erhöheten Wol-lüste.



lüfte. — Dies nun muß uns, die wir diese Bei-
 spiele lesen und erzählen hören, ermuntern, uns Ersthch
 frühzeitig und gleichsam von Kindesbeinen an zur Ge-
 schäftigkeit, Thätigkeit, dem Fleisse und der Arbeitsam-
 keit zu gewöhnen. Wer nicht arbeitet, soll auch
 nicht essen, hat ein weiser Mann gesagt. Der Vor-
 nehme und der Geringste von uns ist nicht bloß um
 sein selbst willen da auf dieser Welt, sondern auch um
 der anderen willen. Er braucht ihre Hülfe, und er ist
 den anderen auch die seinige nach seinen Kräften schuldig,
 ohne dieser wechselseitigen Hülfe kann keine bürgerliche,
 menschliche Gesellschaft bestehen. Wer also andere dar-
 um, weil er reicher und vornehmer ist, glaubt, unter-
 drücken zu dürfen, der bricht und zerreißt die Bande der
 menschlichen und bürgerlichen Gesellschaft. Er muß ge-
 wärtig seyn, daß ihm andere auch so begegnen, und ihn
 unterdrücken, und ihm Unrecht thun würden, welches
 ihm gewiß nicht gefallen würde. Er handelte also gewiß
 gegen seinen eigenen Vortheil, andere zu unterdrücken
 und ihnen Unrecht anzuthun. Zweitens erkennen wir
 überzeugend, daß eine jede Einrichtung in einer vernünf-
 tigen, wohlgeordneten bürgerlichen Verfassung, welche
 ein Gebot hätte, die Ehe zu verbieten, der Ordnung
 der Natur und ihres Urhebers Gottes zuwieder handelt;
 und daß allen vernünftigen, mannbaren Menschen,
 wenn sie Mittel haben, eine Frau und Kinder zu ernäh-
 ren, die Ehe nicht kann verboten werden. Ferner, wir
 müssen das Leben eines jeden unser Mitmenschen nicht
 nur werth achten, sondern auch, wenn es in Gefahr ist,
 zu erhalten und zu beschützen suchen, es vertheidigen,
 und einen jeden hindern, der einen anderen umzubringen
 sucht, und noch weniger selbst auf irgend eine Weise dazu
 bei-



beitragen, daß jemand durch diese Mitwirkung, durchs Verschweigen, oder auf irgend eine Art das Leben verlehre. Neugebohrne oder hilflose Kinder verdienen am meisten, daß wir ihr Leben in Schutz nehmen, und alle Gefahr von ihnen abwenden. Drittens muß man sich nicht nur zeitig zur Arbeitsamkeit gewöhnen; sondern wir müssen selbst bei gutem Auskommen uns für der Unmäßigkeit im Essen und Trinken, für stetem müßiggehen und Zeitverderbenden Zerstreuungen, Ueppigkeit und die Wollust erweckenden Umgänge und Gesellschaften hüten, weil diese zuletzt den Körper schwächen, die Gesundheit zerrütten, und den Menschen zur nöthigen Arbeit unfähig machen.

So vieles Gute haben wir aus den Sitten und der Geschichte der Tahaiter zu lernen Gelegenheit gefunden!

Die D. Tahaiter sind unstreitig eine der schönsten Abarten des Menschengeschlechts. Die Tautaus, welche mehr arbeiten, mehr der Sonne und Luft bloß gestellt sind, haben daher eine mehr ins Braune fallende Farbe über den ganzen Leib. Die Vornehmeren sind weder so gelb und braun als ein Spanier, noch so rothbraun, als die amerikanischen Völker. Sie würden weiß seyn, wenn nicht ein etwas bräunlich gelber Anstrich sie von den Europäern unterschiede. Bei einigen ihrer schönsten und feinsten Frauenzimmer kann man nach einiger Erhitzung sogar ein sanftes Erröthen unterscheiden. Ihr Haar ist schwarz und ziemlich grob; es fällt in schöne natürliche Locken. Sie salben es auch oft mit Kokoßnußöhle, das mit gelbem Sandelholze wohlriechend gemacht ist. Die Gesichtszüge sind ziemlich regelmäßig
und



und bei einigen sogar schön; nur ist die Nase bei den mehresten unterwärts etwas breit. Bei Mannspersonen ist der Bart stark und eben so dunkel als das Haar gefärbt. Das länglichrunde Gesicht des Frauenzimmers hat Züge, welche den frohen, offenen Charakter derselben verkündigen, und dem das große strahlende Auge viel Leben mittheilt; über welches noch ein süßes und unbeschreiblich holdes Lächeln eine solche Anmuth verbreitet, daß man wohl siehet, daß diese Kinder der Natur noch nicht durch die übelverstandene Verfeinerung gelernt haben, durch falsche Verstellung, ihren Reizen einen eckeln geborgten Zwang anzulegen. Der ganze Leib ist schön gebaut, seine Umrisse fließen in sanfte Wellenlinien zusammen, und selbst bei ansehnlichen Mannspersonen sind die Glieder zwar stark, aber weiblich schön. Das Sitzen mit untergeschlagenen Füßen hat ihre Knie erweitert, und das Barfußgehen den unteren Fuß zu sehr vergrößert und breit gemacht. Der gemeine Mann ist durch Arbeit am Körper mehr fest, obgleich noch wohl und proportionirlich gebauet. Das Frauenzimmer hat beinahe durchgängig einen zarten und symmetrisch gebildeten Körper. Arme, Finger und Hände sind unnachahmlich schön bei vielen unter ihnen. Die Knie und Füße aber haben aus denselben Ursachen weniger Uebereinstimmung mit den übrigen Gliedmassen. Die Vornehmen beider Geschlechter sind ansehnlich groß, und man findet oft welche, die noch über 6 Fuß englischen Maasses groß sind. Auch unter dem gemeinen Manne findet man nicht ganz kleine Leute. Die Erihs lassen ihre Nägel oft einen Zoll über die Fingerspitze wachsen, und alle tragen ihr Haar nur bis an die Schultern herab hangend, und schneiden es mit zwei scharfen



Muschelschaalen ab. — Der glückliche sanfte Himmelsstrich, der Ueberfluß guter und gesunder Nahrung, ein froher Sinn, wenige Bedürfnisse, mäßige Arbeit, wenige Leidenschaften, haben diesem glücklichen Völklein eine angenehme ausdrucksvolle Gesichtsbildung, und einen schönen Körperbau erhalten. — Dagegen verstellen viele Europäer ihre Gesichter durch finstere und niedere Leidenschaften. Geiz, Neid und Zorn, so wie Uebermaß in der Wollust entstellen nur gar zu oft das schönste Gesicht!

III. Die Patagoner.

Die Europäer nannten die große Völkerschaft, welche sie an der Ostseite von Südamerika, vom Silberflusse (Rio de la Plata) an bis zur magellanischen Meerenge bei der ersten Entdeckung antrafen, Patagoner. Allein sie selbst wissen von dieser Benennung nichts. Denn alle die Völker, welche von der Gränze von Peru an bis zur magellanischen Meerenge westlich an beiden Seiten der Gebirgskette wohnen, nennen sich Molutsche (Molu-che), Kriegsmänner. Denn Molun heisset bei ihnen Krieg, und tsche, ein Mann. Die östlich von den Molutsches wohnenden Völker werden von den Einwohnern von Tschile (Chili) Pueltsche (Puel-che) Ost-Männer genannt, von dem Worte Puël, welches den Morgen oder Osten bedeutet, und tsche ein Mann. Zu diesen letzteren gehören die Stämme, welche von den Europäern zuweilen an der östlichen Küste oder auch an dem östlichen Eingange der magellanischen Meerenge sind gesehen worden. Alle diese Völker



sind von sehr ansehnlicher Grösse, denn man hat unter ihnen keine kleiner als 5 Fuß 11 Zoll englischen Maasses gesehen. Die nächsten Nachbarn der Spanier auf und neben der Insel Eschiloë (Chiloe) heissen Eschonos (Chonos), und da diese im Winter eine Art unformlicher Schuhe oder Halbstiefeln von rohen Häuten der Thiere sich zu machen pflegen, wodurch ihre grossen Füße noch grösser und Pfoten- oder Tazennmässiger wurden, so gaben ihnen die Spanier wahrscheinlich den Namen Pata- Eschonos (Pata-chonos); welches die Italiäner und Deutschen Patakhonos und Pataghonos gelesen, und so ist denn diese Benennung in alle Reisebeschreibungen eingeführt, und von allen Seefahrern beibehalten worden. Magafetta, ein Reisegefährte des ersten Weltumseglers (Magelhaens) Magellans, aber behauptet, daß Magellan selbst diese Leute Patagoner genannt habe, ohne die Veranlassung dazu, oder die Bedeutung des Namens anzugeben.

Die Molutsches bewohnen den westlichen Theil des Theils von Südamerika, der von Perus Gränzen anfängt, und an der Meerenge Magellans sich endet. Drei Stämme kann man unter ihnen bemerken, die Pikuntsches, das heisst die Nordmänner, weil sie sich nordwärts im Gebirge von Coquimbo bis etwas südlicher als San Jago in Eschile ausgebreitet haben. Sie sind die tapfersten unter diesen Leuten, und die stärksten und grössesten dem Leibe nach. Vorzüglich sind es die, welche zu Penko, Zukapel und Arauko wohnen. Die vor mehr als zweihundert Jahren in Eschile sashaft gewordenen Spanier, welche oft die grosse Tapferkeit der Eingebornen erlebt hatten, nannten sie nach dem
 letzten



letzten Orte Araukaner *), ob es gleich Feinde von allen Stämmen dieses Volkes waren. Die Benennung und das Heldengedicht Araucana haben wohl zu Verbehalten desselben am mehresten beigetragen. — Der zweite Stamm begreift die Pehuen-tisches, welche von Valdivia an bis zum 35ten Grade südlicher Breite wohnen, und da in diesem Bezirke die Tannen, welche Pehuen in ihrer Sprache heissen, am häufigsten wachsen, so haben sie diese Benennung von dem Umstande bekommen. — Der Brandwein, den diese Völker selbst auf Kosten der Freiheit ihrer Weiber und Kinder sich verschaffen; die tödtlichen Schlägereien, welche die Folgen ihrer Böllerei sind; die Rache, welche die Angehörigen der Erschlagenen allezeit sich vorbehalten; die Kriege mit den Spaniern und den Pueltisches; und endlich die Blattern, welche unter ihnen zuweilen durch Ansteckung wüthen, und einen grossen Theil der Nation aufreiben, haben diese zwei Völkerschaften so sehr heruntergebracht, daß sie jetzt nur noch höchstens 4000 streitbare Männer ins Feld stellen können. — Der dritte Stamm führt den Nahmen Huillitisches, das heißt Süd-Männer. Sie wohnen von Valdivia bis zur magellanischen Meerenge, und sind wieder in vier Zweige abgetheilt. Der erste Theil derselben erstreckt sich bis zu dem Meere, welches die Insel Eschiloë umfließt,

*) Der bekannte Held und Dichter Don Alonso de Ercilla y Zúñiga beschrieb in einem Heldengedichte, welches er la Araucana nannte, diesen Krieg, an dem er selbst grossen Antheil genommen hatte, in drei Theilen in 37 Gesängen mit achtzeiligen Strophen, davon man verschiedene Ausgaben hat, unter denen die beste 1733 zu Madrid in Folio herausgekommen ist.



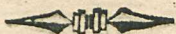
fließt und bis zum See Nahuelhaupi. Die zweite Abtheilung führt den Nahmen Eschonos (Chonos), welche die Inseln von Eschiloe und ihre Nachbarschaft bewohnen. Die Poy-jus machen die dritte Abtheilung, und leben längst der Küste vom 48sten bis zum 51sten Grade südlicher Breite. Von da an bis zur Meerenge findet man die Ken-jus. Diese drey letzten Völkerschaften heißen auch wegen ihrer ansehnlichen Größe Buta Huillitsches, die grossen Huillitsches. Die erste Abtheilung der Huillitsches sind die Pitschi-Huillitsches oder kleineren Huillitsches; weil sie wirklich beträchtlich kleiner von Statur sind, als die drei anderen Stämme.

Die Pueltisches oder Ostmänner bewohnen den Strich, der westwärts an den von den Molutsches bewohnten gränzet; gegen Norden stossen ihre Wohnungen an die spanischen Ländereien von Mendoza, San Juan, San Luis de la Punta, Cordova und Buenos Ayres. Gegen Osten und Süden schliesset das Meer ihre Wohnplätze ein. Man kann unter ihnen vier Haupt-Völkerstämme unterscheiden. Die nördlichsten derselben sind die Talu-hets, welche zwischen den Pifuntisches an dem östlichen Ufer des Desaguadero, der östlich von der Stadt Mendoza in Eschile fließt, und dem Flusse Huenque-Leuvu oder Rio de Barrancas bis zum 35 Grade südlicher Breite herumirren. Sie sind jetzt sehr schwach, so daß sie kaum 200 streitbare Männer stellen können. — Der zweite Stamm führt den Nahmen Diui-hets. Westlich sind die Pehuentisches ihre Nachbarn, und sie wandern vom 35sten bis zum 38sten Grade S. Br. längst den Flüssen Sanquel



Sanquel oder dem Rohrflusse, dem Rio Colorado oder rothen Flusse und dem Huenque-Leuvu herum, bis etwa 40 Meilen ostwärts des Gebirges Casuhati. Sie sind ein herumwandernder Stamm, und von den Spaniern, deren Wohnsitze sie zu plündern und ihre Weiber und Kinder zu Sklaven zu machen pflegen, oft überfallen und zu ganzen Parteyen ausgerieben worden; so daß sie jetzt nur sehr wenige streitbare Männer stellen können. Diese beiden Stämme, nämlich die Taluhets und Diuhets, leben vorzüglich vom Fleische wilder Pferde.

Wenige Jahre, nachdem Solis und Sebastian Cabot vergeblich versucht hatten, am Silberflusse (Rio de la Plata) einige spanische Pflanzstädte zu bauen, kam auch Don Pedro de Mendoza mit einer grossen Flotte glücklich im Silberflusse an. Er hatte 1000 Menschen, 40 Stutten und 20 Beschäler mitgebracht, nebst vielem andern Viehe; die er zum Theil an einem Orte ließ, der nachmals zur Stadt ward, und den er wegen seiner gesunden Lage Buenos Ayres nannte. Ein Sturm versenkte 8 seiner Schiffe mit allen Menschen. Mendoza segelte mit den übrigen nach Spanien. Zweihundert zurückgebliebene Menschen gingen in Bötten den Fluß hinan, um Nahrung zu suchen, und ließen 20 Stutten und 7 Beschäler in der Nachbarschaft von Buenos Ayres zurück. Die 200 Menschen kamen fast alle von Hunger und Elend um. Allein die zurückgelassenen Pferde und Rinder vermehrten sich in 40 Jahren so sehr, daß sie sich immer weiter ausbreiteten; besonders zogen sich die Pferde in die am Ausflusse des Silberflusses südlich gelegene gebirgigte Gegend, um die Berge



Berge Tandil und Vuulkan, wo es vortrefliche fette Weiden giebt, und diese sind der Stamm aller der Pferde, welche jetzt fast alle Molutsches und Pueltches zum Reiten gebrauchen, und die sie auch sowohl, als die Spanier, häufig nebst den wilden Hindern jagen; und deren Häute heut zu Tage einen sehr beträchtlichen Handelszweig ausmachen, aus denen die Engländer und Irrländer zum Theil das beste Sohlleder bereiten.

Die Taluhets und Diuhets kommen jährlich in die Gegend der Berge Tandil und Vuulkan, um da nicht nur wilde Pferde zu jagen, sondern sie plündern auch die Wohnsitze der Spanier aus, und treiben ihr Vieh weg, und eilen denn schnell hinweg, um ihre Beute in Sicherheit zu bringen. Sie müssen indessen doch bei dem Gebirge Casuhati wegen des Wassers, der guten Weide, und den mit Busch und Wald bedeckten Gegenden, die ihnen Schutz, Nahrung und Schlupfwinkel geben, eine Zeit ausruhen, um ihr Vieh nicht zu sehr abzumatten. Hie lauern ihnen sehr oft die Tshuelhets und Thetschehets auf, welche weit zahlreicher und stärker sind, überfallen sie, tödten alles was sich widersetzt, und nehmen ihnen ihre Beute wieder ab.

Der dritte Stamm der Pueltches sind die Tschetschehets (Chechehets) oder Ostmänner. Ihre Wanderungen erstrecken sich vom Flusse Huenque nordlich bis zum rothen Flusse (Rio Colorado) und bis zum Kusuz Leuvu oder schwarzen Flusse (Rio Negro). Sie sind ein armes, gutmüthiges, ehrliches Völklein, welches durch die Kinderblattern sehr in der Zahl verringert ist worden. Sie sind sehr abergläubisch, und lassen sich von vermeinten Wahrsagern und Zauberern viel weis machen.



machen. Ihre Größe ist sehr ansehnlich. Im Kriege sind sie sehr thätig und tapfer, im Frieden aber milde und gefällig.

Der letzte Stamm sind die Tehuelhets oder Tehuelkunnys, welcher am mehresten den europäischen Schiffahrern ist bekannt geworden, weil er vom Kusu-Leuvu bis zur magellanischen Meerenge längst dem Meere und Gebirge sich ausgebreitet hat. Diese Tehuelhets sind es vorzüglich, welche man in Europa Patagoner genennt hat. Diese und die Tschetschehets werden von den Spaniern Serranos Bergbewohner genannt, weil sie wirklich in einer bergigten Gegend sich aufhalten. Sie sind in viele kleinere Stämme zertheilt. Einige nennt man Leubutsches, Flußmänner, weil sie an beiden Ufern des Kusu-Leuvu oder schwarzen Flusses herumwandern. Andere werden Kalilles Het, Bergmänner genannt. Zu diesen gehören die Tschulilaukunnys, die Sehuan-Kunnys und die Takanas Kunnys.

Die Leubutsches sind nordwärts durch einen dicken undurchdringlichen Wald gedeckt, indem in denselben viele Seen, Marsche und Dickichte von dornichtem Geröhre enthalten sind, so daß niemand es wagt, von der Seite ihnen sich zu nähern. Gegen Westen ist die große Gebirgskette, und ostwärts allein ist eine Straße nach dem Meere, wo die Tschetschehets ihre Nachbarn sind. Ihre Verbindungen mit denselben und mit den übrigen Tehuelhets haben gemacht, daß man sie jetzt als den Hauptstamm aller der Völker und selbst der Huillisches und Pehuentisches, die südwärts von Baldivia wohnen, ansieht. Ihre Kaziken oder Oberhäupter

håupter Kakapol und sein Sohn Kangapol wurden demnach als Fürsten aller der Stämme vor etwa 40 Jahren (1794) angesehen. Sobald die Leuvutesch irgend einem Volke den Krieg erklären, so vereinigen sich alle die vorgenannten Stämme mit ihnen, und sie können an die 4000 bewafnete Männer stellen; so daß selbst die Spanier in diesen Gegenden es nicht wagen, sich mit ihnen zu messen, und daher allezeit suchen, mit ihnen in gutem Vernehmen zu leben.

Die übrigen Stämme der Tehuelhets, welche in dem bergigten Theile von Südamerika, jenseit des Kusus Leuvu bis an die magellanische Meerenge wohnen, nennt man Kalilles het, Bergmänner, und ihre Abtheilungen sind die Tschulilau-Kunnys und Sehuau-Kunnys, welches die letzten Stämme sind, welche Pferde zum Reiten haben; daher denn die letzte Abtheilung, die keine Pferde hat, und zu Füsse gehen muß, Jakana-Kunnys, Fußmänner genennt werden. Die Sehuau-Kunnys haben den Nahmen von einem schwarzen Kaninchen, welches die Größe einer Feldratte hat, und Sehuau heißt, das in ihrem Wohnbezirke sehr häufig angetroffen wird. Die Jakana-Kunnys sind sehr gutmüthig und unschädlich. Sie leben von Fischen, Guanakos und amerikanischen Straussen. Sie ziehen zuweilen über die Meerenge nach dem Feuerlande auf Flossen von leichtem Holze. Sonst sind sie stark und ansehnlich groß. Jetzt da die brittischen und französischen Schiffe seit 1765 die magellanische Meerenge mehrmalen besucht haben, müssen diese Leute schon Pferde bekommen haben; denn Kommodor Byron und Capitain Wallis, Herr Bougainville und andere fanden, daß

die



die ganze Nation beritten wäre. So daß der Zustand aller der Völkerstämme sich nach und nach ändert und bessert.

Man hat überhaupt genommen von den Patagone-
nern und ihrer Leibesgröße seit etwa 30 Jahren erstau-
nend viel geredet und geschrieben, ohne doch die Sache
und ihre wahre Beschaffenheit genau zu kennen. Einige
Schriftsteller wollten sie zu Riesen von ungeheurer Größe
machen, denen die Europäer kaum bis an den Gürtel
reichen; andere hingegen, welche nie aus ihrer Studier-
stube gekommen sind, wollten diese Nachrichten lächerlich
machen, und ließen ihrem Spotte und ihrer Laune den
freien Lauf, und ohne Gründe anzuführen, sollten die
Patagoner kurz und gut nur so groß seyn wie andere
Menschen, weil die Herren es durchaus so haben wollten.
Die ersten, welche mit den Patagone-
nern Umgang gehabt, waren die Spanier, welche mit Magellan die Gegenden
besuchten. Einige derselben sagten überhaupt, daß es
sehr große Menschen gewesen, ohne ein bestimmtes Maas
anzugeben. Pigafetta erlaubte sich schon zu behaupten,
daß die Spanier ihnen nur bis an den Gürtel gereicht
wären. Maximilian der Siebenbürge sagte ganz ehr-
lich, sie wären 10 Palmi hoch. Da nun ein Palmi
etwa 10 englische Zolle beträgt, so waren sie nach der
Angabe 8 Fuß 4 Zoll englischen Maaßes. Allein Maxi-
milian hatte sie nie gemessen. Die Spanier in Chile
behaupten, es gebe wohl 10 Fuß hohe Menschen im
inneren des Landes. Der spanische Fuß ist 10 Zollen
englisch gleich, also würden diese längsten Angaben gleich-
falls 8 Fuß 4 Zoll ausmachen. Allein dies ist bloße
Angabe ohne einem bestimmten gewissen Maaße. Cap-
tain



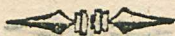
tain Wallis maasß diese Leute wirklich, und fand die Kleinsten 5 Fuß 10 Zoll bis 6 Fuß hoch, und die Längsten unter ihnen waren 6 Fuß 5 Zoll bis 7 Zoll. Herr Bougainville bemerkt, daß die grössesten, die er gesehen, 5 Fuß 9 bis 10 Zoll lang waren, welches über 6 Fuß englisch ausmacht. Herr de la Giraudais und Duclos Guyot sahen welche, die 5 Fuß 11 Zoll englischen Maasses hielten, und vorher hatte man in der Fregatte l' Etoile einige gemessen, die 6 Fuß 2 Zoll und 6 Fuß $4\frac{7}{10}$ Zoll lang waren. Falkner, der sich viele Jahre als Wundarzt der Jesuitenmissionen unter diesen Völkern aufgehalten, behauptet, der Kazique Kangapol, der am Rio Negro zu Huitschin zu wohnen pflegte, sey 7 Fuß etliche Zoll hoch gewesen, und daß er nur wenige angetroffen, die ein paar Zoll höher als Kangapol gewesen. Man sieht aus diesen Angaben, daß die Molutsches und Pueltisches beide ein sehr hohes und starkes Volk sind; daß sie durchgängig über 5 Fuß 10 Zoll englisch hoch sind, welches wahrlich bei uns schon eine ansehnliche Grösse ausmacht, und daß einige bis 7 Fuß 6 Zoll oder 90 Zoll englisch Maasß lang gewesen sind. Es ist also jetzt ausser allem Zweifel, daß es ein ganzes Volk so grosser Menschen giebt. Die Kleinheit des Spanischen Fußes mag wohl beigetragen haben, daß man an den Maassen der Spanier von 9 oder 10 Fuß ohne Ursache gezweifelt hat.

Alle die Völker, die wir bisher nach ihrer Lage und Wohnsitzen beschrieben haben, stehen unter gewissen Oberhäuptern, welche die Spanier Kaziken nennen, weil diese Hauptlinge in den zuerst entdeckten westindischen Inseln so hießen. Allein diese Völker nennen ihre
Obern



Obern Elmen. Diese Oberen besitzen ihre Würde erblich; und jeder hat so viele Unterthanen, als er durch gute Behandlung, Schutz, Beredsamkeit, Wohlthätigkeit und gute Gerechtigkeitspflege sich verschaffen kann; denn es findet kein Zwang statt; indessen muß ein jeder Eingeborener unter einem Kaziken stehen, weil er sonst ohne Oberhaupt als Vogelfrei, entweder todtgeschlagen oder doch zum Sklaven gemacht wird. Alle Söhne der Kaziken sind auch erbliche Kaziken; allein oft begeben sie sich freiwillig dieses Vorrechts, wenn es ihnen an Geschick und Mitteln fehlt, sich einen Anhang zu verschaffen.

Der Kazike, welcher Ansehen und Liebe sich verschafft hat, ist der Schiedsrichter in solchen Fällen, wenn man sich an ihn um Recht zu haben wendet. Ist keine Versöhnung oder Vergleich unter den Parteien durch seine Vermittelung zu verschaffen, denn muß nothwendig sein Ansehen als Richter gebraucht werden, und er weist entweder einen Theil zum Stillschweigen an, oder zum Ersatze des Unrechts, oder er erkennt dem Beleidigter eine Strafe zu, welche sogar bis zum Tode verdammt, und diese Strafe wird von seinem Anhang sogleich ohne Wiederrede vollzogen. Allein man hat auch Beispiele, daß sie nur gar zu gerne sich bestechen lassen, und denn wenn die Bestechung nur ansehnlich ist, so giebt der Kazike seine Unterthanen und sogar seine nächsten Anverwandten auf. Das Ansehen des Kaziken ist indessen nicht so groß, daß wenn sich jemand in seinem Volke für beleidigt oder beeinträchtigt ansiehet, er sich nicht für berechtiget hielte, sich selbst Recht zu schaffen. Alles Unrecht muß mit etwas, das bei ihnen Werth hat, ersetzt



ersetzt werden, denn Geld ist bei ihnen noch nicht im Gange. Ist die Beleidigung groß, so tödten sie ihren Widersacher. Ist der Schaden oder das Unrecht nicht groß und der Beleidiger arm, so schlägt ihn der Beleidigte mit seinem Wurfriemen auf die Rippen und den Rücken. Ist der Beleidiger zu vornehm oder zu stark, so läßt der Beleidigte ihn ungestraft gehen, oder er klagt beim Kaziken, damit ihm der Recht verschaffe. Der Kazike kann keinen seiner Unterthanen mit Auflagen beschweren, oder ihnen etwas von ihrem Eigenthume nehmen, sondern er muß alles bezahlen, und auch wohl die Dürftigen in der Noth mit dem Seinigen unterstützen, welches allezeit Wohlstand beim Kaziken voraussetzt, und oft ihn veranlaßt, sich bei manchen Gelegenheiten bestechen zu lassen. Nach den Anordnungen des Kaziken müssen seine Unterthanen aufbrechen, neue Wohnplätze nehmen, eine gemeinschaftliche grosse Jagd anstellen und Krieg führen. Der Kazike entbietet seine Anhänger zu seinem Zelte, und hält Reden an sie, wie die Bedürfnisse des Staates und die jedesmaligen Zeitumstände oder besondere Vorfälle es nöthig machen, wenn man ihnen z. B. Unrecht angethan, und über die Maasregeln, die man alsdann zu ergreifen hat. Es ist viel dran gelegen, daß ein Kazike zugleich ein guter Redner sey, denn wenn er keine Talente dazu hat, pflegt er sich wohl einen Redner zu halten, der sein Amt an seiner Stelle vertritt. Gemeiniglich pflegt der Kazike auch in der Rede von seinen Thaten und seinen im Kriege erworbenen Ruhme, und den dadurch verschafften Vortheilen zu reden. Sollen wichtige Dinge, besonders die Führung eines Krieges, in Ueberlegung kommen, so werden die vornehmsten seines Anhangs und alle die



Zauberer zur Rathversammlung berufen, und alsdenn die Art den Krieg zu führen bestimmt, ob es blos vertheidigungsweise oder auch angriffsweise geschehen solle.

Die Veranlassungen zu ihren Kriegen sind die Beeinträchtigungen ihrer Nachbarn oder der Spanier, oder der Mangel an Lebensmitteln, oft auch Begierde nach Beute. — Wenn sie gegen die Spanier den Krieg nöthig finden, so vereinigen sich mehrere Völkerschaften, und wählen sich unter den Kaziken einen Anführer, oder wie sie ihn nennen, einen Apo, der Befehlshaber über alle die verbündeten Stämme wird. Ist der Krieg auf der östlichen Seite gegen die Spanier in Buenos Ayres zu führen, und die Molutsches sind mit im Bunde, so wird der Apo unter den Pueltsches gewählt; indem man voraussetzt, daß sie mit der Gegend und der Lage der Feinde besser bekannt sind; ist aber der Krieg gegen die Spanier in Eschile zu führen, so wird der Apo aus den Kaziken der Molutsches gewählt. Der Kazike Kangapol ist schon so wie sein Vater lange zum allgemeinen Anführer der verbündeten Stämme der Tehuelhets, der Eschetschehets, der Huillitsches, der Pehuentches und der Diuithets erwählt worden, weil sie an Tapferkeit und Klugheit wirklich die mehresten ihrer Zeitgenossen übertrafen. Sobald alle Krieger an einem verabredeten Orte sich versammelt haben, führt sie der Apo bis auf 30 oder 40 Stunden vom Feinde, wo sie Halt machen, und einzeln kluge und gewandte Leute zum Ausspähen ausschicken. Diese bleiben den Tag über verborgen, und ziehen des Nachts die genauesten Nachrichten von der Lage und der Zahl der Wohnungen und der Menschen, von den Heerden
und



und der Haabe der Menschen, ihren Waffen und allen Zugängen und Schlupfwinkeln ein. Nachdem sie dem Heere diese Nachrichten mitgetheilt haben, so werden die Angriffe bis zum Vollmonde verschoben, und denn zur nächtlichen Zeit längst der ganzen Gränze gegen Mitternacht zugleich ausgeführt. Alle Mannspersonen werden getödtet, Weiber und Kinder in die Sklaverei geführt. Die ebenfalls mit Keulen, Wurfriemen und Schwerdtern bewafneten Weiber fallen auch die Feinde an, und plündern Kleider, Geräthe u. dgl. Die Heerden werden vor allen Dingen mitgenommen. Sobald der Streich ausgeführt ist, eilen die vertheilten Haufen mit ihrer Beute so schnell als möglich, und ohne, auffer in ganz kurzen Zwischenräumen zum Erfrischen, sich aufzuhalten, nach einem verabredeten, sicheren, oft 100 Stunden vom Angriffsorte entfernten Sammelplaze. Da wird nun die Beute vertheilt, welches oft zu Streit und blutigen Zänkereien Gelegenheit giebt. — Ihre Waffen sind ein nicht zu grosser Bogen und Pfeile mit Spizen von Knochen, oder auch von einer Art Feuersteine. Die Tehuelhets und Huillitsches vergiften auch zuweilen ihre Pfeile, da denn die damit verwundeten Menschen allmählich an dem Gifte innerhalb zwei bis drei Monathen wegschwinden, bis sie als ein blosses mit Haut überzogenes Gerippe zuletzt doch sterben. Ferner brauchen sie einen 12 bis 15 Fuß langen Speer, aus einer Art von festem Rohre, das im Gebirge mit 4 bis 5 Zoll von einander abstehenden Gliedern wächst. Die Spitze ist von Eisen, welches sie von den Spaniern durch Tausch bekommen; denn oft ist solches die schmale Klinge eines Stosßdegens. Auffer diesen Waffen bedienen sie sich noch eines dieser Völkerschaft eigenthümlichen

E

Wurfs



Wurfriemens. Davon sie mehr als eine Art haben. Der Wurfriemen, dessen sie sich blos im Kriege bedienen, besteht aus zwei rundgeschliffenen Steinen, deren jeder etwa ein Pfund schwer ist. Beide sind mit Leder überzogen, und zwischen beiden ist ein aus Sehnen oder Leder gedrehter Strick von etwa 9 bis 12 Fuß lang. Wenn sie diesen Wurfriemen brauchen wollen, ziehen sie ihn aus ihrem Gürtel hervor, darinn er steckt, denn behalten sie einen Stein in der Hand, und den andern schwingen sie etlichemal um den Kopf in die Runde, bis sie den Feind erreichen können, und ihm dann den Kopf damit einschlagen; oder sie schleudern auch beide Steine mit einemmal dem Feinde gewaltsam an den Kopf. Der Schwung, das Gewicht des Steins, die grosse Stärke, welche sie besitzen, und die lange Übung, den Wurf gewiß nach dem bestimmten Ziele zu bringen, machen diesen Wurfriemen zu einem gefährlichen, und gar zu oft zu einem tödtlichen Gewehre. Wenn sie von den Spaniern alte grosse Haudegen bekommen können, so geben sie gute Preise dafür; allein sie sind bisher nur selten; höchstens haben einige Kaziken und die angesehensten Krieger welche. Nicht wenige dieser Degen haben sie auch selbst erobert. — Zur Jagd bedienen sie sich einer anderen Art von Wurfriemen, die an einem 14 bis 15 Fuß langen Riemenstricke befestiget sind, mit denen sie so geschickt sind, die wilden Rinder und Pferde um den Hals und einen Fuß im Wurfe zu verschlingen, da sie denn schnell anfangen seitwärts oder rückwärts zu reiten. Das verschlungene Thier muß nothwendig stürzen, und sich eine Zeitlang schleifen lassen, bis sie es endlich gänzlich umbringen. — Um Nehe, Guanakos und amerikanische Strausse zu fangen, bedienen sie sich

noch

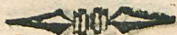
noch eines dünneren Wurfriemens, mit welchem sie diese schnellen Thiere doch verschlingen und zangen. — Wenn die südlichsten Völker, welche keine Pferde haben, zu Fuß fechten, haben sie noch überdem einen aus doppelten Bullenhäuten gefertigten Helm, der wie ein breitrandiger Hut aussieht; und denn auch einen Panzer, der aus dem Felle des Tapir, oder wie sie ihn nennen, Anta, vierdoppelt zusammengenäht ist, und wie ein weiter Rock mit kurzen Ermeln aussieht. Am Halse steht derselbe sehr hoch, und reicht bis an die Nase und Augen. Ueberdem bedienen sich diese auch eines grossen viereckigten aus Bullenleder gefertigten Schildes.

Die gewöhnliche Kleidung dieser Völker ist auch ganz besonders. Die Männer gehen gemeinlich ohne Bedeckung des Kopfs, und binden die Haare mit einem bunten wollenen, künstlich gearbeiteten, langen Bande, so daß die Haarspitzen aufwärts stehen. In ihren Zelthütten tragen sie einen bis auf die Waden herabhängenden Mantel. Die schlechtesten sind aus den Fellen der Stutten oder Füllen zusammengenäht, etwas besser sind die Mäntel von einer Art Iltis, welches an beiden Seiten zwischen einem schönen braunen Haare einen weissen Strich längst dem Leibe hat; bei ihnen heisst das Thier Jaguane, und hat ein weiches feines Pelzwerk. Eine Art von Fischotter, die sie Koipu nennen, giebt ein eben so gutes Pelzwerk. Es wohnen diese Thiere in Höhlen, welche sie in die steilen Ufer der Flüsse in zwei übereinander liegenden Abtheilungen graben, leben von Fischen, sehen einem Kaninchen sehr ähnlich, haben einen spitzigen Schwanz wie eine Ratte; haben ein schönes dem Vieber ähnliches Futter, und werden



als ein gutes Wildpret gegessen. — Die Guanakos oder amerikanischen Schaafkamele geben ein noch weiches und wärmeres, daher auch noch mehr geschätztes Futter, da es überdem noch sehr dauerhaft in den Mänteln ist. — Allein das am mehresten geachtete Pelzwerk zu ihren Mänteln, kommt von einer kleinen Art graubunter, röthlicher Füchse, die zwar nicht so lange aushalten als die Guanakosmäntel, aber dagegen an Wärme und Weiche dieselben weit übertreffen.

Es weben auch diese Völker aus Guanakos- und Schaafwolle schön bunt gefärbte Mäntel. — Ein Stück Zeug oder Pelz von eben der Beschaffenheit des Mantels dient ihnen zu einer Art Hülle um die Lenden, und ein dreieckiger lederner Schurz, dessen zwei Zipfel und oberer Rand durch einen Gurt um den Leib befestigt sind, hängt vorn. Der dritte Zipfel wird zwischen den Beinen durchgezogen und wieder am Gurte befestigt, so daß daraus eine Art Beinkleider entsteht. — Wenn sie reiten, haben sie eine andere Art von Kleidung. Es besteht dieselbe aus einem langen viereckigten Stücke Zeug oder Pelz, in dessen Mitte oben ein Schliß in die Länge eingeschnitten ist, um den Kopf durchzustechen. Dies nennt man in Chile eine *Pontscha*. Vorne und hinten hängt es herab. Statt der Strümpfe und Stiefeln verfertigen sie sich Halbstiefeln aus dem Felle der Statten und Füllen, das sie ungetrennt von den Lenden derselben abstreifen, vom Fette reinigen, mit neuem Fette weich reiben und alsdann über die Waden streifen, wozu bei kaltem Wetter noch Felle um den Untersfuß gewickelt werden. — Zum Putze gebrauchen sie himmelblaue Glaskorallen, die sie von den Spaniern umtauschen,



sehen, davon sie 2 bis 3 Schnüre um den Hals und um die Arme binden. Und endlich um ihre Schönheit noch mehr zu erheben, so wird das ganze Gesicht geschwärzt, oder mit Ocher roth gemahlt, und um diesen Reiz noch mehr Glanz zu geben, so werden um die Augen weisse und rothe Ringe auf dem schwarzen Grunde gemahlt, auf dem rothen aber schwarze oder weisse Ringe. — Ihre Weiber haben gleichfalls keine Bedeckung des Kopfs. Ihr langes Haar vereinigen sie in zwei Flechten, die an beiden Seiten herabhängen. In den Ohren tragen sie messingene 2 bis 3 Zolle ins Gevierte grosse, starke Bleche, mit eben solchen glatt gescheuerten Ringen, damit solche die Ohren nicht durchschneiden. Hellblaue Glaskorallen sind ebenfalls um den Hals, die Arme und die Aentel gebunden. Ihre Mäntel sind eben so gemacht, wie der Männer ihre, nur daß sie solche auf der Brust noch mit einer messingenen langen Nadel zusammenstecken, und um den Leib mit einem Gürtel zusammen binden. Vorne haben sie auch einen bis über die Knie reichenden Schurz. Ihre Halbstiefeln sind von derselben Art als der Männer ihre. Wenn sie auf ihren Zügen reiten, so haben sie noch einen breiten, aus Grass oder Stroh geflochtenen, oben spitzen Huth auf dem Kopfe.

Die vorzüglichste Nahrung erhalten alle diese Völkerstämme von der Jagd. Die wilden Pferde und Rinder, welche in der Gegend des Gebirges Buulkan, Tandil und Käyru an dem südlichen Ufer des Silberflusses sehr zahlreich sind, geben ihnen Veranlassung, jährlich dahin auf die Jagd zu gehen, und sie pflegen bei der Gelegenheit auch hie und da einige einzelne Wohnungen



nungen der Spanier auszuplündern, und ihnen ihr Vieh zu rauben, oder auch sonst die Heerden zu rauben, welche in den grossen salzreichen Ebenen weiden, welche die Spanier Pampas zu nennen pflegen; auf denen zwar kein Wasser als höchstens gesalzenes anzutreffen ist, die aber dagegen sehr saftige Pflanzen erzeugen, die dem Viehe das Trinken ersparen und ihnen sehr gedeihlich sind, und sie in kurzer Zeit ganz fett machen. In ihrem eigenen Lande sind das amerikanische Schaafkameel oder Guanako, eine kleine Art Hirsche oder Rehe, Panzerthiere, wilde Schweine, einige Haasen oder Kaninchen, ferner Füchse, die Koipus oder Fischottern, und endlich die amerikanischen Strausse ihre Nahrung, welche in Eschile Suri heissen, 6 Fuß hoch, oben grau, unten weiß, und an den Flügelgelenken mit Spornen versehen sind. Diese Art Strausse ist im ganzen südlichen Amerika anzutreffen, und hat daher in jedem Lande eine andere Benennung. In Brasilien heissen sie Jarou, Jandu, Andu, Nhandus, Guaku, in Guiana Tujuju, und am Maragnonsflusse Sallian. Sie laufen sehr schnell, und können nur kaum von Pferden eingeholt werden. Der Ritter Linné nennt diese Art Struthio Rhea. — Die Pueltches leben bloß von der Jagd. Die Molutsches aber haben schon an einigen Orten Schaafheerden, um ihre Wolle und Fleisch zu geniessen, und säen jetzt schon hin und wieder etwas Mahis oder sogenannten indianischen Weizen. Zu ihren Jagden haben sie auch sehr viele Hunde, welche sie Tehua heissen; und mit dem Wurfriemen wird das Wildpret vorzüglich gefangen und erlegt. Die Jagd und der Krieg sind auch die einzige Beschäftigung der Männer.



Die Ehen werden durch den Kauf einer Frau von ihren Eltern oder nächsten Anverwandten geschlossen. Zuweilen müssen die Männer viel für dieselbe bezahlen an blauen Glaskorallen, an messingenen Schellen, Ohrgehörken, Kleidern, Pferden und anderen Sachen, die sie als Dinge von Werthe ansehen. Da die Weiber in hohen Preisen theuer müssen gekauft werden, hat mancher, der nicht reich ist, gar kein Weib. Vornehme, als die Elmens, Jas oder Kaziken haben zuweilen zwei bis drei Weiber, so viel sie nämlich kaufen und bezahlen können. Die mehresten haben aber nur ein Weib. Sobald der Preis für das Weib bezahlt ist, und die verabredete Zeit ihrer Heurath vorbei ist, bringen die Eltern oder Verwandten sie zu ihrem Manne; oft hohlt er sie selbst als sein gekauftes Eigenthum ab, und zuweilen geht sie von selbst freiwillig zu ihrem bestimmten Manne hin. — Am nächsten Morgen werden die Eheleute, wenn sie noch im Bette sind, von der Frauen Eltern und Verwandten besucht, und nun sieht man das Paar als Mann und Frau an, die in der Ehe leben. — Da aber die versprochene und erkaufte Frau doch zuweilen kein Behagen an ihrem Manne findet, so kann er sie nicht zwingen, und wird zuweilen des Wartens überdrüssig und verkauft sie alsdann an den Mann, den sie eigentlich zu heurathen sich gewünscht hatte. Zuweilen läuft auch wohl eine so zum Heurathen gezwungene Frau zu ihrem gewählten Liebhaber, da denn der Mann, wenn jener ein stärkerer oder vornehmerer Mann ist, sich genöthigt sieht, mit dieser Beleidigung zufrieden zu seyn; es sey denn, daß ein anderer Mächtiger sich des unglücklichen Mannes annimmt, und den neuen Liebhaber zur Wiedererstattung

der



der Frauen oder Erstattung des Kaufpreises mit Güte und Ueberredung nöthiget. Witwen und elterlose Frauenzimmer wählen sich nach eigenem Gefallen ihre Ehemänner.

Die mit ihren Männern zufriedenen Weiber sind gemeiniglich treu und sehr arbeitsam; da überhaupt der Frauen zu allen Zeiten, unter allen Umständen alle Arbeiten, die Jagd und den Krieg ausgenommen, obliegen. Sie müssen nicht nur die Kinder säugen und groß ziehen, sondern auch Holz und Wasser hohlen, die Speisen zurichten, die Zelte aus Fellen und Leder zusammennähen, sie auch ausbessern, und wenn sie umziehen, abbrechen und aufschlagen. Sie bereiten und nähen die, denen auf der Jagd erlegten Thieren, abgezogene Felle zusammen, und machen daraus Mäntel oder Karapas, oder auch Pontschas und Makuhns. Sie müssen alles Geräthe, die Zeltstangen und Decken beim Umziehen auf die Pferde aufpacken und auch abladen. Sie spinnen aus der Schaafwolle und aus der Guanakowolle Garn, und weben Zeuge daraus, die sie sogar roth und schwarz färben. Alle diese Arbeiten müssen sie selbst verrichten, denn es würde dem Manne, der seiner Frau im Geringsten hülfte, oder an ihrer statt nur etwas verrichten wollte, als die grössste Schande angerechnet werden. Die Weiber der Vornehmeren, oder die mit den Kaziken verwandt sind, können sich die schwersten Arbeiten durch einige erbeutete Sklaven abnehmen lassen; haben sie aber keinen Sklaven, so müssen sie alle die Arbeiten selbst übernehmen, und wenn sie ihnen noch so beschwerlich fielen.

Obgleich ihre Ehen nur Verbindungen sind, die sie, wenn sie Lust haben, wieder aufheben können, so pflegen sie doch diese Ehen, wenn sie Kinder miteinander gezeugt haben, und sich sonst leiden können, selten wieder eher zu trennen, als bis der Tod es in ihrem hohen Alter thut. Der Mann beschützt seine Frau gegen alle Beleidigungen, und nimmt allezeit ihre Parthei, selbst wenn sie Unrecht hat, daher die Weiber zuweilen die Ursache von Zänkereien und Streitigkeiten werden. Freilich bekommt die Frau vom Manne, wenn sie ihn mit Unrecht in Händel verflechtet, einen derben Verweis, allein er nimmt sich doch ihrer an, und schlägt sie niemals. Ja selbst, wenn er sie mit einem anderen Manne in unerlaubtem Umgange ertappt, so hält er sich wegen dieses ihm zugesügten Unrechts doch bloß an dem Beleidiger, den er dafür derb abprügelt; es sei denn, daß derselbe etwas von ansehnlichem Werthe, um das Unrecht zu büßen, dem Ehemanne bezahlt. Zuweilen verlangen ihre Zauberer von ihnen, daß sie ihr Weib nach den Wäldern schicken, um sich dem Ersten dem Besten daselbst Preis zu geben; allein einiger Frauen Sittsamkeit und Ehrgefühl hindert sie in solchen Fällen zu gehorchen: worinn sie ganz Recht haben, denn wieder sein Gewissen und Pflicht zu handeln, muß man sich weder überreden noch zwingen lassen.

Sie erziehen ihre Kinder sehr schlecht, indem sie gegen ihren Eigensinn und ihre Launen zu nachgebend sind. Denn es ist natürlich, daß Leute, denen ein männliches Alter mehr Reife der Verstandeskräfte, mehr Erfahrung und mehr ausgebildetes richtiges Vorhersehungs- oder Vermuthungsvermögen gegeben hat, auch besser



besser werden einsehen, was zu ihrem und ihrer Familie und Anhänger Besten dienet, als die unerfahrenen, oft einfältigen Kinder. Und doch folgen die Alten selbst in wichtigen Dingen nur gar zu oft den eigenwilligen Launen ihrer unartigen Kinder. Denn wenn ihr Vieh und ihre Heerden die ganze Gegend kahl gefressen, oder wenn die kältere Witterung eintritt, und beide Fälle es nöthig machen, daß sie sich bessere Weiden und gelindere mehr geschützte Gegenden zum Aufenthalte aussuchen, die mehr wilde Früchte und bessere Gelegenheiten zur Jagd und reicher Nahrung darbieten, ihre Kinder es aber durchaus wollen, daß die Eltern noch da bleiben, so lassen sie sich von ihnen mit grossem Unrechte für das Wohl ihrer Familie, ihres Viehes und ihrer Anhänger bereden, noch länger da zu bleiben. Da denn andere Haufen ihrer Landsleute ihnen zuvorkommen, und die guten Weiden, die besten Jagdplätze und die wärmsten Wohnplätze ihnen entwenden; so daß sie entweder noch weiter ziehen, und lange nach solchen zu allen ihren Bedürfnissen sich schickenden Wohnplätzen sich umsehen oder mit ihren Landsleuten müssen um den Besitz der Wohnplätze streiten, wobei zuweilen Menschen umkommen, und sie mit ihrem Viehe oft in grosse Noth und Hunger gerathen, und viel vom Ungemache der Witterung dulden müssen. Man sieht also, daß obgleich ihre Nachgiebigkeit gegen die Launen und den Eigensinn der Kinder sie selbst bestraft, und sie dafür darben und manchen Unbequemlichkeiten sich unterwerfen müssen, sie es doch nicht unterlassen, ihre blinde Liebe gegen sie im Nachgeben zu bezeugen. Welches gewiß von keinem vernünftigen Menschen kann gut geheissen werden. Ja man bemerkt auch, daß die Kinder, welche durch ihren

Eigent

Eigensinn so ihre Eltern manchen Unbequemlichkeiten, Mangel, Streitigkeiten und Gefahren aussetzen, sehr unrecht thun, und daß daher gute Kinder, welche von ihren Eltern geliebt werden, nie es müssen dahin kommen lassen, der Liebe ihrer Eltern zu misbrauchen, und sie mit ihrem Eigensinne in Gefahr, in Mangel und Noth versetzen. Folgsamkeit ist einem guten Kinde zu seinem und seiner Eltern Wohl und Glücke nöthig. Eigensinn aber und kindliche Laune höchst schädlich!

Die Patagoner haben von der Gottheit, so wie viele rohe Völker, einen sehr falschen Begriff. Denn sie glauben, es gebe eine gute und eine böse Gottheit. Die gute Gottheit wird von den Molutsches Toquitschen genennt, welches den Regierer des Volks bedeutet; die Taluhets und Diuhets nennen sie Sontschu, welches nach ihrer Mundart das Wesen bedeutet, welches über das Land der starken Getränke gesetzt ist. Die Tehuelhets geben ihr den Namen Guajava: Kunny, d. i. der Herrscher über die Todten.

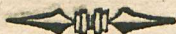
Sie haben eine große Menge untergeordneter Gottheiten, deren eine jede über eine besondere Familie oder Verwandtschaft der Patagoner gesetzt ist. Diese Familien oder Stämme nennen sich nach Thieren, dem Tiger, dem Löwen, dem Guanako, dem Strausse u. s. f. Nach ihrer Angabe haben diese Gottheiten ihre Wohnungen in sehr großen Höhlen, unter einem See oder einem Berge. Wenn nun ein Patagoner stirbt, so geht seine Seele zu der Gottheit, welche über seinen Stamm die Obhuth hat, um da des großen Vorzugs zu genießen, ewig trunken zu seyn.



Hier sieht man nun, welch ein elender Begriff der ist, den die Patagoner von der Gottheit d. i. dem höchst vollkommenen Wesen haben. Ihre Sinnlichkeit macht, daß sie kein größeres Glück kennen als das, sich in starken Getränken zu berauschen. Z. B. im Brandtweine, den sie von den Spaniern eintauschen. Von der süßen Frucht oder den Erbsen einer Art Sinnpflanze (Mimosa) (welche die Spanier Algarrova nennen,) bereiten die Eingebornen Kuchen zur Speise, und von den Hülsen ein gegohrnes Getränke, welches sie Tschitscha nennen, das ungemein stark ist, und einen sehr schweren Rausch verursacht; eben so wird aus der Hülse einer anderen Sinnpflanze auch eine Tschitscha bereitet, die zwar berauscht, aber überdem stark den Schweiß treibt, und die unreine Venussenke heilet. Ein anderer grosser Baum, der Molie heisset, und immer grüne Blätter hat, die man zum Färben der schönen Ziegenfelle oder Saffiane und Kordowane gebraucht, giebt eine Art von Harze, welches wie Weihrauch wohlriecht, wenn es auf brennende Kohlen gestreuet wird, und trägt büschelweise eine schwarzblaue süsse Frucht, von der Größe unser Johannisbeeren, die bloß in Wasser geweicht und gegohren, eine noch stärkere Tschitscha giebt, welche einen zwei bis drei Tage dauernden Rausch verursacht, der den Trunkenen einen wilden und starren Blick mittheilt, in welchen sie bis zur größesten Sinnlosigkeit bleiben. Da uns der allmächtige, gütige Gott mit Verstandesfähigkeit, als wir in die Welt kamen, begabt hat; da er uns in einer Gesellschaft das Leben schenkte, in welcher Eltern und Verwandte diese Verstandesfähigkeit bis zur Vernunft ausbildeten; da diese Vernunft uns weit über alle Thiere wegsetzt, so ist es gewiß sehr unbesonnen, wenn Menschen



ſchen durch dergleichen ſtarke Getränke ſich des Gebrauchs ihrer Vernunft muthwillig und freventlich berauben. Wenn man noch überdem bedenkt, daß oft in der Trunkenheit, durch die feurigen Getränke, die Lüſte erhitzt, die Leidenschaften entzündet werden, daß ſie zuweilen bis zur Wuth und Raserei hinauf erhöht werden, ſo daß die Trunkenen ihre beſten Freunde verkennen, ihre Weiber und Kinder miſshandeln und ſogar andere Menſchen verwunden und todtschlagen, ſo muß der Gebrauch ſtarker Getränke ſo viel möglich vermieden werden, und am allerwenigſten kann das Uebermaaß derſelben erlaubt ſeyn. Und welcher Menſch, der nur noch Ueberlegung beſitzt, kann wohl noch glauben, daß ein Menſch in der Trunkenheit der Gottheit könne gefällig ſeyn? — Sieht man nur ferner auf die Folgen der Wöllerei acht, ſo findet man, daß die Liebhaber der Trunkenheit zuletzt zu ihren Arbeiten und Geſchäften untüchtig werden, daher nach und nach verarmen, und aus Armuth ſich zu manchem Laſter, Betrug, Diebſtahl, Rauberei und Morden verleiten laſſen, und mittelſt eines gewaltsamen Todes elendiglich umkommen. Die Trunkenheit ſchwächt auch die Geiſtes- und Leibeskkräfte. Die, ſo den Trunk und deſſen Uebermaaß lieben, verlieren zuletzt Gedächtniß und die Schärfe ihrer Sinne; leiden an den Augen, bekommen zitternde Hände, ſchwachen Magen, Unluſt zu Speiſen und Arbeiten; die Gicht, die Waſſerſucht, Entzündungen und hitzige Krankheiten erfolgen dann, und zuletzt ſterben ſie unter vielen Qualen und Schmerzen, und oft werden ſie in der beſten Kraft ihres Alters dahingerafft. Wer könnte nun wohl noch die ewige Wöllerei für die Belohnung des Wohlverhaltens und der Tugend und Rechtschaffenheit halten?



Die Patagoner glauben, daß die guten Gottheiten die Welt erschufen, und daß sie zuerst in ihren Höhlen die Patagoner erschufen, und ihnen den Speer, Bogen und Pfeile und die Wurfriemen gaben, um dieser Waffen sich im Kriege und auf der Jagd zu bedienen, und dann ließen sie dieselben gehen, und für sich selbst sorgen. Hiernächst wurden auch die Spanier auf eben die Weise geschaffen, nur daß ihre Gottheiten ihnen statt der Speere, Bogen und Pfeile und der Wurfriemen, Flinten und Degens gaben. — Nach der Schöpfung der Säugethiere, der Vögel und der kleineren Thiere, machten sich die flinkesten derselben gleich auf, und entkamen aus ihren Höhlen; zuletzt kam die Reihe an das grössere Vieh, die Bullen und Kühe, und als die Patagoner ihre grossen Hörner sahen, wurden sie so erschreckt, daß sie die Höhlen mit grossen Steinen verschlossen. Dies ist die Ursache, warum sie in ihren Lande keine Kinder haben, und daß die Spanier die ersten Kinder in ihr Land hinbrachten, weil sie klüger gewesen, und sie aus ihren Höhlen herausgelassen hatten.

Die Patagoner glauben auch, daß sie nach ihrem Tode in diese göttliche Höhlen zurückkehren. Nach ihrem Vorgeben ist die Milchstrasse am Himmel ein Feld, worinn ihre alten Vorfahren Strausse jagen, und daß die zwei am südlichen Himmel befindlichen weissen Wölchchen die Federn von den erlegten Straussen sind. Auch sind sie der Meinung, daß die Schöpfung noch nicht ganz vollendet sey, und daß daher noch lange nicht alle Dinge aus diesen unterirdischen Höhlen hervorgekommen und an das Tageslicht gebracht wären.

Ihre Zauberer sind grosse Betrüger, welche der Leichtgläubigkeit und Gutmüchigkeit dieser Völkerstämme auf eine unvergebliche Weise misbrauchen. Sie schlagen eine Art von Trommel, und schütteln in trocknen hohlen Kürbissen kleine Kieselsteine und kleine Schnecken mit grossem Geräusche herum, und geben vor, daß sie dadurch in Stand gesetzt würden, unter der Erde Menschen, Thiere &c. zu sehen, daß sie sogar grosse Läden mit allerhand Waaren, besonders Zuckerbrandtwein, Schellen, Korallen und anderen ihnen angenehmen Sachen sähen. Es giebt aber doch auch unter diesen Leuten einige, welche alle diese Gaukeleien und damit verknüpften vergeblichen Gesichter ihrer Zauberer geradezu für alte Weibermährchen ausgeben.

Die böse Gottheit wird von den Molutsches Huekuvoe oder Huekuvu, d. i. der Umherwanderer, genannt. Die Tehuelhets und Tschetschehets geben ihr den Nahmen Atskannakanats, von den übrigen Pueltisches Völkerschaften wird sie Balitschu geheissen. Nasser dieser obersten bösen Gottheit giebt es, nach dem Vorgeben der Patagoner, unzählige untergeordnete böse Geister und Gottheiten, welche in der Welt herumwandern, und alles das Böse stiften, welches Menschen und Thieren begegnet. Alle Unglücksfälle, böses Wetter, Schaden von Stürmen und Erdbeben, Schmerzen, Krankheiten und Sterbefälle kommen alle ohne Ausnahme von diesen bösen Geistern, und selbst verursachen sie die Müdigkeit, die man nach langen Reisen und schweren Arbeiten empfindet.

Die Zauberer sind bei diesen Völkern von beiderlei Geschlechte, doch mit dem Unterschiede, daß die männlichen



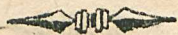
Uchen Zauberer sich nothwendig bequemen müssen, die Kleidung der Weiber zu tragen, und daß sie nie heurathen dürfen, obgleich die Zauberinnen wohl heurathen können. Sie werden schon von der zartesten Kindheit an zu diesem Geschäfte bestimmt. Es werden vorzüglich dazu weibliche und weichliche Kinder erwählet, oder solche, welche die fallende Sucht, den Sankt Veits Tanz und andere krampfhafte Zufälle haben; indem man glaubt, daß solche schon leibhaftig von den bösen Geistern besessen, und in den krampfhafte Zufällen so verstellt und hingerissen werden. Man kleidet diese Kinder schon frühzeitig in weibliche Kleider, und giebt ihnen die Trommel und Kürbisklapper zum Spielzeuge. Wenn sie erwachsen sind, lernen sie die Kunst zu Zaubern von anderen berühmten Zauberern. — Jeder dieser vermeinten Zauberer hat, nach dem Vorgeben der Patagoner, wenigstens zwei böse Geister zu seinen Diensten, durch deren Hülfe er künftige Dinge vorherzusagen, auch erzählen kann, was in dem Augenblicke in sehr entfernten Gegenden sich zuträgt, und endlich helfen sie dem Zauberer die Krankheiten heilen; denn mit den Krankheiten und Schmerzen quälen und martern die bösen Geister die Menschen; diese bösen Geister nun zu bestreiten, sie zu verjagen, oder mit Güte zu versöhnen, brauchen sie die ihnen dienstbaren bösen Geister. Die Seelen der Zauberer und Zauberinnen werden nach ihrem Tode mit zu den bösen Geistern gerechnet.

Den guten Gottheiten erzeigt man keinen Dienst und keine Art von Verehrung. Alle gottesdienstliche Handlungen werden also allein an die bösen Geister gerichtet, und werden bloß um ihretwillen unternommen.

Zu



Zu diesem Gottesdienste nun versammeln sich die Dagoner in dem Zelte des Zauberers, der aber in einer Ecke des Zeltes ganz durch eine Scheidewand von Fellen von den übrigen abgesondert, sich aufhält. Hier hat der Zauberer eine Trommel und ein paar Kürbisklappern und einige viereckige gefärbte lederne Beutel, in denen er sein Zaubergeräthe aufbewahret. Zuerst wird von ihm ein grosses Geräusche mit der Trommel und den Klappern gemacht; bald drauf stellt er sich so an, als wenn er sich mit dem bösen Geiste in ein Gefechte einliesse, von dem man glaubt, daß er in den Zauberer hinein führe. Er hat nun einen offenen starren Blick; sein Mund und alle Züge des Gesichts sind ganz entstellt und verzerrt; der Schaum fließt aus dem Munde, alle seine Glieder sind ganz entsetzlich verdreht, und nach einigen gewaltsamen, widernatürlichen Bewegungen bleibt er zuletzt ganz unbeweglich und steif liegen, wie ein Mensch, der die fallende Sucht hat. Nach einiger Zeit stellt sich der Zauberer, als käme er wieder zur Besinnung, und als hätte er nun den bösen Geist überwunden; er läßt nun eine schwache, grelle, klagende Stimme hören, die von Ferne herzuschallen scheint, von der man glaubt, daß sie vom bösen Geiste herkäme, der dadurch zu erkennen gäbe, daß er überwunden sey. Der Zauberer setzt sich denn auf einen dreibeinigen Stuhl, und beantwortet nun alle an ihn gerichteten Fragen. Seine Antworten mögen nun wahr oder falsch seyn, so hat das doch nichts zu bedeuten; denn wenn gleich seine Nachricht ganz unwahr befunden wird, so hat doch nur der böse Geist schuld daran, und der Zauberer wird dem ungeachtet gut für seine Mühe bezahlt.



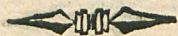
So vortheilhaft die Zauberei auch für die Zauberer ist, und so angesehen sie auch unter den Patagonern sind, so ist ihr Gewerbe doch zuweilen für sie sehr gefährlich. Denn wenn etwa einer der beliebtesten Kaziken zufälligerweise an einer Krankheit stirbe, und ein Zauberer hätte kurz vor dessen Tode einen Zank oder Streit mit dem Kaziken gehabt, so schreibt man seinen Tod sogleich dem Zauberer und seinen bösen Geistern zu, und die Anverwandten und Anhänger des Kaziken säumen nicht, den Zauberer sogleich darauf umzubringen. Wenn auch eine ansteckende Krankheit unter dem Volke ausbricht, und viele unter ihnen hinrafft, z. B. wenn die Kinderblattern viele von diesem Volke tödten, so wird die Schuld sogleich auf die Zauberer geschoben, und es werden denn alle, die man ergreifen kann, auf Befehl des Kaziken und seines Anhanges umgebracht.

Die Zauberer sind Betrüger, welche aus Ehrfurcht und um des Gewinnes willen alle ihre Gaukeleien treiben. Wie traurig ist es daher für jeden rechtschaffenen Menschen, zu bemerken, daß unter einem rohen Volke, wie die Patagoner wirklich sind, die Zauberer noch so viel gelten und noch so großen Einfluß haben, daß man sie zu Rathsversammlungen der Angesehensten des Volkes beruft, und ihnen mit zu rathen erlaubt über die Angelegenheiten des ganzen Volkes. Allein das läßt sich erklären. Man weiß, die Unwissenheit, die Gutmüchigkeit dieses wirklich unschädlichen und ehrlichen Volkes, ihre Leichtgläubigkeit und der darauf gegründete Aberglauben sind an allem dem Unwesen, das die Zauberer daselbst treiben, schuld. Aber daß es unter uns, die wir von Gott und seinen unendlichen Eigenschaften so wohl unterrichtet



richtet sind, die wir so fleißig gelehrt werden, Gott allein zu vertrauen in allen Abwechslungen und Vorfällen unseres Lebens, dennoch Leute giebt, die, wenn sie was zukünftiges zu wissen begehren, wenn sie den Dieb wissen wollen, der ihnen was gestohlen hat, wenn sie selbst oder ihr Vieh erkranket, sogleich ihre Zuflucht zu einer alten Bettel nehmen, welche betrüglich vorgiebt, aus dem Bodensatz des Kaffees oder sonst durch Beschwörungen und hirnlose Gaukeleien die Zukunft erfahren, einen Dieb entdecken zu können, oder Mittel zu Abwendung des Uebels und der Schmerzen mittheilen zu dürfen, das übersteigt wahrlich alle gutherzige Duldung. Rechtschaffene Eltern, Erzieher und Lehrer thun also wohl, diesem Uebel durch Unterricht eines Besseren zuvorzukommen; und diese betrügerische Gaukeleien in ihrer Blöße und Nichtswürdigkeit ihren Kindern und Untergebenen darzustellen; und Obrigkeiten müßten darauf sehen, daß dergleichen Betrüger entdeckt, öffentlich vor allem Volke nebst ihrer Gaukelei zu Schanden gemacht, und durch Proben ihrer erlogenen Künste als bloße Betrüger bekannt gemacht, und auch wegen des Schadens, den sie anrichten, öffentlich bestrafet würden.

Das Begräbniß der Verstorbenen und die große Achtung, die man ihrem Andenken bei den Patagonern erzeiget, sind auch noch mit einigen außerordentlich merkwürdigen Gebräuchen verknüpft. Sobald jemand von diesen Völkerstämmen stirbt, so wird sogleich eine von den vornehmsten Frauen ausersehen, ein Gerippe von dem Leichname zu machen. Sie nimmt also zuerst die Eingeweide heraus, und die werden sogleich zu Asche verbrannt. Hierauf löset sie alles Fleisch von den Knochen



chen so rein ab, als es nur immer möglich ist; dann werden die Knochen begraben, bis das wenige übrige Fleisch vollends verweset ist, oder bis die Gebeine zu dem allgemeinen Begräbnißplatze ihrer Vorfahren gebracht werden, welches innerhalb Jahresfrist zu geschehen pflegt, oft aber auch schon nach zwei Monathen geschieht. Diese Art der Behandlung wird von den Molutsches, Taluhets und Diuhets genau beobachtet. Dahingegen legen die Tscherschehets und Tshuelshets oder eigentlich sogenannten Paragoner, die vom Fleische entblößten Gebeine ihrer Verstorbenen auf Hürden von Rohr oder Weiden geflochten auf einem hohen Gerüste zum Bleichen und Weißwerden, da dann die Sonne und der Regen solches bewerkstelligen. — Während der Zeit, daß das Gerippe auf die gemeldete Weise zubereitet wird, gehen die Freunde und Nachbarn des Verstorbenen in langen Mänteln von Fellen, mit von Ruß geschwärzten Gesichtern, und mit langen Stangen oder Speeren in den Händen um das Zelt und Gerüste herum, singen traurende Gefänge im klagenden Tone, und stampfen mit den Speeren gewaltsam auf die Erde, um die Balitschus oder bösen Geister zu vertreiben. Einige gehen zu der Witwe oder den Witwen und den Anverwandten, um sie zu trösten. Bei diesem Trauerbesuche weinen, heulen und singen sie auf eine fürchterliche Weise, pressen sich Thränen aus, und stechen ihre Arme und Lenden mit langen Dornen bis zum Bluten. Doch ist alle diese Trauerzeremonie nichts anders, als ein Mittel, um von den Angehörigen Geschenke zu erhalten, welche in Glaskorallen, messingenen Schellen und anderen Dingen bestehen, die bei ihnen im hohen Werthe sind. Die Pferde des Verstorbenen werden auch
 sogleich

sogleich getödtet, damit derselbe auf denselben im *Alhne Mapu*, (d. i. im Lande der Todten,) reiten könne; doch werden einige Pferde noch aufgespahrt zum feierlichen Leichengange, und um die Gebeine bis zum allgemeinen Begräbnißplatze zu tragen.

Die Witwe oder Witwen müssen ein ganzes Jahr lang nach dem Tode ihres Ehemanns fasten und trauren. Dies letzte geschieht dadurch, daß sie die ganze Zeit über allezeit in ihren Zelten sich einsperren, und höchstens nur um der allernothwendigsten Bedürfnisse wegen ausgehen dürfen; ihre Hände und Gesichter bleiben die ganze Zeit über ungewaschen und mit Ruß geschwärzet, und ihre Kleidung muß auch das Ansehen der Trauer haben. Ihr Fasten bestehet in der Enthaltung vom Pferde- und Rindfleisch; da aber, wo im Innlande Ueberfluß von Pferden und Rindern ist, dürfen sie sich nur vom Fleische der Strausse und Guanakos enthalten. Sie müssen innerhalb des Trauerjahres sich nicht wieder verheurathen, oder mit irgend einem Manne einen vertrauten Umgang haben, indem die Anverwandten ihres verstorbenen Ehemanns die Frau und den Mann umbringen würden; es sei denn, daß der Mann sie mit Gewalt dazu gezwungen hätte, weil alsdann nur der Mann der Strafe ausgesetzt bleibt. Der Mann hingegen ist gar nicht zu einer solchen Trauer bei dem Tode seiner Weiber verpflichtet.

Wenn sie endlich die Gebeine der Verstorbenen feierlich beerdigen wollen, so werden sie in ein Fell sorgfältig eingepackt, und dann auf des verstorbenen Leibpferd, das er am liebsten hatte, und welches zu dem Ende am Leben gelassen war, aufgebunden. Das Pferd
aber



aber wird nach ihrer Art auf das Beste ausgeschmückt, mit einem kostbaren Mantel bedeckt, und mit Straußfederbüschen geziert. Nun geht der Zug fort bis zum allgemeinen Begräbnißplatze, der zuweilen an die 300 Stunden von dem Wohnorte entfernt ist, da wird alsdann die letzte Feierlichkeit vollzogen.

Die Molutsches, Taluhets und Diuhets bringen die Gebeine ihrer Todten in viereckigen Gruben, die etwa einen Faden tief sind, zur Ruhe. Die Gebeine werden wieder in der Ordnung zusammen gebunden, wie sie bei den Lebendigen verbunden waren. Man hüllt sie in ihre besten Kleider, pußt sie mit blauen Glaskorallen, Federbüschen und anderen Zierathen, welche man alle Jahre wieder erneuert oder doch wenigstens reiniget und wieder aufpußt. Man setzt die Gerippe in einer sitzenden Stellung in eine Reihe hin. Das Schwert, der Speer, der Wurfriemen, Bogen und Pfeile, und alles was der Verstorbene von Werthe hatte, liegt neben ihm. Ueber die Gruben deckt man Balken oder Baumstämme, und legt Rohr, oder Weidenhürden drüber, die mit Erde bedeckt werden. Eine alte ehrwürdige Frau wird aus jedem Stamme ersehen, welche für diese Gräber Sorge tragen muß, welche auch wegen dieses Amtes in grossen Ehren gehalten wird. Alle Jahr ist es ihre Pflicht, diese Gräber zu öffnen, und die Gerippe zu bekleiden und zu reinigen. Bei dieser Todtenfeier werden auch einige Schaalen von ihrer Tschitscha oder anderem gegohrenen Getränke auf diese Gräber ausgegossen, und ein gut Theil wird von den Angehörigen auf die Gesundheit der Todten ausgetrunken. Ueberdem werden auch verschiedene Pferde getödtet, und auf ihre

Weine



Beine gesetzt, und mit Stützen und Pfählen aufrecht erhalten. Diese Begräbnißplätze der Molutsches sind nicht zu weit von ihren gewöhnlichen Wohnplätzen entfernt.

Die Tehuelhets und südlichen Patagoner bringen die gebleichten und getrockneten Gebeine ihrer Verstorbener nach den Begräbnißplätzen, welche in den wüsten Gegenden längst der Seeküste sich finden, und nachdem sie auch die Gebeine wieder zusammengefüget, und beschriebener Massen bekleidet und ausgeziert haben, so setzen sie solche sitzend in Reihen unter der Erde in Zelten, die sie ausdrücklich dazu aufschlagen. Rund um diese Gerippe stellen sie auch die todten Pferde auf ihre Beine, von Pfählen unterstützt, aufrecht hin.

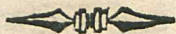
Es ist doch merkwürdig, daß auch bei diesem Volke, durch eine mündliche Ueberlieferung, der Glaube an die Unsterblichkeit der Seele, oder an die Fortdauer des Geistigen, den Körper bewohnenden Theils der Menschheit, sich erhalten habe. Es muß also diese Lehre unter den Menschen ziemlich allgemein ausgebreitet gewesen seyn, indem man sie bei Völkern antrifft, die durch Meere und große Gebirge und undurchdringliche Wüsten getrennt sind, und deren Sprache, Sitten und Gesinnungen nichts mit einander gemein haben. Oder es ist diese Lehre für ein denkendes vernünftiges Wesen so angenehm, so schmeichelhaft, so sehr seinen Wünschen, seinen Hoffnungen, seinem Streben nach Thätigkeit auch jenseits des Grabes angemessen, daß sie überall ist behal- ten worden. — Wie groß ist demnach nicht der Vorzug der europäischen Völker, bei welchen diese Fortdauer ihres geistigen Wesens zu den Grundlehren ihrer Gottes-



Gottesdienstlichen Verfassung gehört, und da dem Glauben der Rechtschaffenen und Tugendhaften als Belohnung und als der beste Grund ihres Trostes, ihres Wohlverhaltens und ihrer Hoffnung von der Gottheit selbst vorgehalten, und von Tausenden gelehrt, und durch Erfahrung von den besten Menschen wirksam und Überzeugend gefunden wird!

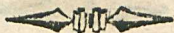
IV. Die Tschuktschen.

An der nordöstlichen äussersten Spitze von Asien, von dem Flusse Tschukotscha und Kolyma westlich bis zum Flusse Anadyr südöstlich, wohnt ein annoch freies, und bisher unbezwingbares Volk, das sich selbst die Tschukotsken nennt; von den Russen aber die Benennung Tschuktschen bekommen hat. Das im Südwesten diesseit des Anadyrs an sie gränzende Volk sind die Korjaken. Mit diesen haben die Tschuktschen in ihrer Bildung, in ihrer Lebensart, ihren Sitten und ihrer Sprache eine so grosse Aehnlichkeit, daß man wohl mit Recht daraus schliessen kann, daß sie vor Zeiten von einem gemeinschaftlichen Stamme hergekommen sind. — Ihr jetziges Vaterland ist unstreitig eines der rauhesten und unfruchtbarsten. Es liegt vom 64sten bis zum 68sten Grade nördlicher Breite. Sie haben äusserst lange und strenge Winter, dessen Nächte so lang sind, daß am Ende des Decembers das Tageslicht ihnen kaum ein paar Stunden lang dämmert. Ihr Sommer ist äusserst kurz, und dieser einzige Vorzug, daß alsdann die Tage sehr lang sind, und es um Mitternacht so helle ist, daß man



man sogar die feinsten Arbeiten verrichten kann, ersetzt kaum die schauerliche Kälte und Finsterniß der traurig öden Winter. — Das Land selbst bestehet aus hohen, waldlosen Bergen, und aus Torfmooren in den Ebenen und Thälern. So wenig Anziehendes und Angenehmes ein solcher Wohnplatz hat, so hat er doch bei aller Kauhigkeit und Unfruchtbarkeit noch Reize genug für seine Bewohner, daß sie ihn allen anderen vorziehen, und denselben mit großem Muthе gegen die einbrechenden, und wegen der Feuergewehre ihnen überlegenen Russen vertheidigen, ihre Freiheit und Unabhängigkeit behaupten, und die Russen sogar genöthiget haben, den ältesten Gränzwohrt dieser Gegenden, Anadyrskoi Ostrog, zu verlassen.

Der große Weltumsegler Cook fand 1778 zwischen diesen Tschuktischen und den von ihm gesehenen Völkerschaften an der nordwestlichen äußersten Küste von Amerika einen sehr auffallenden Unterschied. Die Amerikaner waren alle klein von Wuchse, mit runden, vollen Gesichtern und sehr hohen Backenknochen. Allein die Tschuktischen haben alle längliche Gesichter; einen gefälligen, ernsthaften, etwas scheuen Blick, und einen starken wohlproportionirten Körper. Sie waren stets auf ihrer Huth, und doch so zutraulich bei guter Begegnung, daß sie nicht nur auf alle Weise suchten, die Freundschaft und das gute Zutrauen der neuen Ankömmlinge durch Geschenke und Tauschhandel, sondern auch durch Lieder und Tänze zu gewinnen. Ja was den edlen und vorher verkannten Charakter dieses Volkes überzeugend darstellt, ist der Umstand, daß kurz nach dieser freundschaftlichen Unterhandlung mit Capitain Cook



Cook einige Tschukttschen nach dem Jngizeskoi Ostrog am Jngigastlusse kamen, und von freien Stücken einen Frieden und gutes Verständniß für die Zukunft anboten. Da man nun die Tschukttschen befragte, was sie eigentlich zu dieser Aenderung ihres vorigen Betragens bewogen hätte, so erzählten sie, es wären am Ende des vorigen Sommers zwei grosse russische Boote bei ihnen angekommen, deren Mannschaft ihnen liebreich und freundlich begegnet wäre, und mit ihnen ein Friedens- und Freundschaftsbündniß errichtet habe. Dies hätte ihrem Volke so wohl gefallen, daß sie nun kämen, diese Freundschaft zu erneuern und zu bestätigen. — Man muß nämlich wissen, daß ein Kosakenobrist, Namens Schestakof, der sich in St. Petersburg erboten hatte, die bisher widerspänstigen und für ihre Freiheit streitenden Korjaken und Tschukttschen unter die russische Vormäsigkeit zu bringen, mit einer ansehnlichen Macht ausgerüstet war, und es versuchte, mit Gewalt die Eroberung zu vollenden, allein er ward 1730 in einem Treffen erlegt. Der Hauptmann Pawlukki zog 1731 mit einer noch grösseren Macht durch das Gebiete der Tschukttschen; schlug sie mit ihrem grossen Verluste in dreien Gefechten, allein sie behielten doch ihre Freiheit und Unabhängigkeit. Seit der Zeit machten sie von Zeit zu Zeit Streifzüge gegen die den Russen unterworfenen Korjaken, und nöthigten die Russen, den Ostrog Anadyrskoi 1750 gänzlich zu verlassen und eingehen zu lassen, da er ohne Vortheil zu bringen, wegen der theuren Lebensmittel und des beschwerlichen Transports, zu viel zu unterhalten kostete. — Die beiden brittischen Schiffe nannten sie grosse russische Boote, und schrieben Cooks freundliche liebreiche Begegnung den Russen zu,
weil

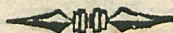
weil sie kein anderes Volk kannten. Diese ganz neue, freundschaftliche Behandlung gab daher der Nation und ihrem Benehmen gegen die Russen und ihren Gesinnungen gegen ihre bisherigen Feinde eine ganz entgegengesetzte Richtung. Ueberkommen von der großmüthigen freundschaftlichen Begegnung derer, die sie bisher für ihre Feinde gehalten, erbieten sie sich freiwillig auch Frieden zu halten, und mit ihnen künftig in einem guten Verständnisse zu leben. Wer sieht nicht, daß sie als ächte Kinder der unverdorbenen Natur einer großmüthigen liebevollen Begegnung unmöglich länger widerstehen konnten, und daher mit einer ihnen eigenthümlichen Offenheit und Rechtschaffenheit gleichsam gestehen, daß Gewaltthätigkeiten und übler Gebrauch einer überlegenen Macht sie keinesweges gewinnen und zur Unterwerfung zwingen können; nur Güte, nur Freundlichkeit fanden den Weg zu ihren unverdorbenen Herzen, und brachten sie zu einem freiwilligen Entschlusse der gegenseitigen Freundschaft und Friedfertigkeit. Hieraus nun lernet doch, lieben Kinder, wie wenig ihr gegen andre Menschen und Kinder durch Widersetzlichkeit und kleine niedrige Feindseligkeiten gewinnen könnet, und daß ihr durch zuvorkommende Freundschaft, Liebe, kleine Dienste und kleine Geschenke euch gewiß die Freundschaft und Liebe der grösseren Menschen sowohl als auch eurer Gespielen erwerben, und mit allen, die euch umgeben, in gutem Benehmen leben, und euch manchen Verdruss ersparen werdet; in einem Leben, dem es eben nicht an Gelegenheit dazu mangelt. — Hienächst bemerke doch auch, wie billig es sey, daß man die Bemühungen vernünftiger Obrigkeiten in wohlgeordneten Staaten, ihre Mitbürger und Unterthanen glücklich zu machen,

das



das Böse und Ungemach aller Art von ihnen abzuwenden, ihnen Freundschaft, Liebe, Schutz, Gerechtigkeitspflege zu erhalten, nicht verkennen möge; und daß man bei Vorfällen, die man nicht vorhersehen kann, bei Bedrückungen von ungerechten und gottlosen Unterbedienten, welche ohne Vorwissen und wieder den Willen der höheren Obrigkeiten geschehen, nicht sogleich in Feindseligkeiten und Gewaltthätigkeiten ausbrechen müsse, sondern daß man vernünftige Vorstellungen dagegen an gehörigem Orte anbringen müsse, und dieselben so lange auf alle Art wiederhohle, bis man endlich gehört, und das Unrecht abgestellt wird. Denn selten sind unsre deutsche Fürsten taub gegen die Klagen der Bedrängten. Die mehresten sind wahre Väter der ihrer Fürsorge anvertrauten Völker, und suchen ihr wahres Wohl. Schwäche und zu großes Vertrauen gegen einige heuchlerische und boshafte Günstlinge verdunkelt freilich zuweilen die unverkennbare Herzensgüte mancher Fürsten: aber wehe diesen Günstlingen, welche ihren wohlwollenden Fürsten die Liebe und Zuneigung der Herzen ihrer Unterthanen rauben; denn es muß doch am Ende ein unbarmherzig Gericht über sie ausbrechen!

Dies Volk theilt sich in zwei Hauptstämme, die Tschukttschen und die Schelagen, davon die letzten am weitesten von den Korjaken entfernt wohnen, und die ersten am nächsten; weshalb wahrscheinlich das ganze Volk nach dem vorliegenden nächsten Stamme zuerst ist genannt worden. In den Stämmen halten sie sich noch nach den Geschlechtern zusammen. Sie haben auch keine eigentliche Oberen, sondern sie folgen bei den kriegerischen Unternehmungen, und auch bei friedlichen Un-
ter-



terhandlungen dem Rathe und den Meinungen der Reichsten, und derer, die sich durch Muth und Tapferkeit, und durch Erfahrung und Weisheit unter ihnen ausgezeichnet haben. — Ihre Waffen bestehen aus Bogen und Pfeilen, welche entweder mit Steinen oder Knochen vom Wallrosse gespitzt sind, und in einem über die linke Schulter hangendem ledernen Köcher aufbewahrt werden, davon einige roth gefärbt, und mit Leder und Thiersennen nett und zierlich gestickt werden. Der Speer hat eine eiserne und stählerne Spitze, dessen Schaft von Holz mit Schnitzwerk mühsam verziert, und überdem mit Platten von Messing oder einem anderen weissen Metalle eingelegt ist; durch einen Riemen, der über die rechte Schulter geht, wird der Speer angehangen, wenn sie den Bogen brauchen wollen. An der Wurzel der Hand befestigen sie mittelst eines Riemens ein länglich rundes hölzernes oder knöchernes Schild, um zu hindern, daß der Schlag der stark angezogenen und zurückspringenden Bogensenne nicht die Hand verlese. Jedes dieser Waffen und Geräthe war mit einer Nettigkeit, Kunst und Eleganz vollendet, die man bei einem so weit von allen gesitteten Völkern abgesonderten und so weit nördlich wohnenden Stamme kaum würde vermuthet haben. Ueberdem brauchen sie auch Schleudern zu ihrer Vertheidigung.

Das ganze Volk unterscheidet sich noch überdem durch seine Lebensart in Ansäßige und in Herumziehende Hirten. Diese letzten sind die zahlreichsten und wohlhabendsten, denn ihr Hauptgewerbe ist die Rennthierzucht. Die Rennthiere sind von ihnen, so wie von den Korjaken und einigen Stämmen der Tungusen,



gusen, der Samojeden und der Lappen gezähmet, und sie machen den Reichthum und Wohlstand dieses Volks aus. Nur selten schlachten sie eines dieser Thiere, und auch denn behelfen sie sich mit dem Aeltesten und Schlechtesten. Daher vermehren sich auch ihre Heerden erstaunlich. Viele haben derselben 10,000 Stück, ja einige haben bis an die 50,000 Rennthiere, die sie, wegen der besseren Bequemlichkeit der Weide, in verschiedene Heerden theilen, bei welchen ihre Weiber oder die erwachsenen Kinder die Aufsicht haben. Einige haben auch nur ganz kleine Heerden von Rennthieren. — Die Felle dieser Thiere dienen ihnen zur Kleidung, zur Bedeckung ihrer Zelte und Sommerwohnungen und zum Handel, indem sie an die benachbarten sibirischen Korjaken und an die Ansässigen von ihrem eigenen Stamme die Rennthierfelle zur Kleidung überlassen, dagegen aber sich die besten Pelzwerke von Vielfraßen, Wölfen, Füchsen, Steinfüchsen, Mardern und Seeottern eintauschen; ja die Eisen und Metallarten, welche sich die Korjaken von den Russen eintauschen, überlassen sie wieder den Tschukttschen; und endlich erhandeln sich auch die Tschukttschen den Fliegenschwamm (Agaricus Muscarius L.) für Rennthiere von den Kamtschadalen und anderen benachbarten Völkern, die ihn von den Russen aus den südlichen Theilen Sibiriens eintauschen, um sich damit zu verauschen. — Wegen ihrer Heerden ziehen die mit Rennthieren versehenen Tschukttschen im Sommer auf dem mitten durch ihr Land laufenden Gebirge im Inneren des Landes herum, wo das bekannte Rennthiermoos (Lichen rangiferinus L.) am häufigsten wächst, welches diese Thiere selbst im Winter unter dem Schnee mit ihrem breiten Hufe hervorkrahen. Die



Die ansässigen Eschukttschen haben keine Nennthiere, und weil sie deshalb zu Fusse zu gehen genöthiget sind, so werden sie von den benachbarten Völkern und Russen die Fußgänger (Peschie) genannt. Sie wohnen in mehreren nahen Wohnungen beisammen, und halten sich wegen der Jagd, dem Fischfange, dem Wallfischfange, der Erlegung der Wallrosse und dem Schlagen der Robben, längst dem Meere und den äusseren Gränzen ihres Landes auf. Damit sie nun diese Thiere auf dem Meere selbst verfolgen können, so haben sie Boote wie die der Grönländer, die ganz behende Gerippe von festem Holze haben, und ganz mit wasserdicht genähten Robbentellen überzogen sind, in deren Mitte ein rundes Loch ist, mit einem Umwurf von Robbentellen um dasselbe; in dies Loch kriecht der, so darinn fahren will, hinein, bindet sich das Robbentell um den Leib, damit von den einschlagenden Meereswellen kein Wasser inwendig ins Boot dringe, und er regiert es mit einem Ruder, das an jedem Ende eine Schaufel hat, mit der derselbe wechselweise das Wasser schläget. Auf dem Bote sind der Speer, ein paar Wurfspeeße, Keulen, Harpunen u. dgl. befestigt, um sich ihrer, wenn es nöthig ist, zu bedienen. Sie haben aber auch grössere Boote, welche aus Reifen von Wallfischknochen und Fischbein bestehen, und mit Robbentellen gleichfalls überzogen sind, darinn mehrere Personen auf einmal fahren können; diese werden von den Russen in Sibirien Baisdaren genennet.

Der Kopf der Mannspersonen ist mit einer genau auf den Kopf passenden Mütze oder Kappe von Leder verfertigt bedeckt. In schlechtem, kaltem Winterwetter setzen sie über alles noch eine Art von Mütze oder Kapuze,



puze, welche Kopf und Schultern bedeckt, von Hundefellen. Sie tragen eine Art von Hemde von Rennthierfellen mit den Haaren, und auf Semisch Art gegerbte lange lederne Hosen. An den Beinen sind Halbstiefeln von Robben- oder Rennthierfellen, und hin und wieder mit gefärbtem Leder zierlich benähet. Noch ein Ueberrock von Fuchs- oder Meerotterfellen, dessen Aermel im Sommer nur wenig über den Ellenbogen gehen, im Winter aber bis an die Handwurzel reichen, gehet nur bis auf die halbe Lende, und wird mit einem ledernen Gürtel befestiget. Im Winter tragen sie auch noch bis zu den Knieen hinabreichende Ueberhosen. Ihr schwarzes schlichtes starkes Haar haben sie kurz abgeschnitten, und der Bart ist auch abgeschoren. Der Anzug der Weiber ist von dem der Männer wenig unterschieden, nur daß ihr Haupthaar in Zöpfe geflochten von beiden Seiten hinabhänget. Sowohl Manns- als Weibspersonen haben Löcher in den Ohren, und an Darmsaiten oder Riemen hängen Glaskorallen, welche sie wahrscheinlich durch Tausch der Rennthierfelle von den Korjaken und Kamtschatschen Volke bekommen, die damit von den Russen versehen werden.

Ihre Wohnungen sind von zweifacher Art, die eine für den Winter, die andre für den Sommer. — Die Winterwohnungen stehen etwa 3 bis 4 Fuß tief in die Erde eingegraben, sind länglicht rund, etwa zwanzig Fuß lang und zwölf Fuß und drüber hoch. Von aussen sind sie von allen Seiten beinahe mit einer etwa drei Fuß über der Erde hervorragenden Mauer umgeben. Inwendig sind überall starke durch Querbalken und Niegel verbundene starke Pfosten, welche die obere Decke unterstützen, die aus Wallfischribben, welche zu einem Gewölbe das Gerippe



Gerippe geben, sehr künstlich zusammen gesetzt ist. Kleinere, sehr wohl angebrachte Verbindungsstücke befestigen das ganze Gerippe, welches mit einem rohrartigen groben Grase belegt, und denn mit einem Hügel von Erde beworfen wird. An einer Seite geht eine lange schräge Anhöhe von Erde aufgeföhret (Rampe) bis zum Gipfel der unterirdischen Hütte, in die man durch ein Loch im Dache und mittelst eines mit Stufen versehenen Balkens hinabsteiget. Noch ein Loch oben im Dache giebt nebst diesem Tageslicht und Ausgang dem Rauche und Dampfe vom Feuer, welches in der Mitte der Hütte von Treibholze, das die Fluth an ihre Ufer treibt, oder von Wallfischthranlampen, unterhalten wird. Der Boden ist mit Brettern belegt, und sogar unter demselben noch eine Art von Keller. Ihre Schlafstätte ist etwas über dem Fußboden erhoben, und ganz mit weichen Rennthierfellen belegt. Jede Familie hat seine abgetheilte Schlafstätte, und seine eigene Lampe, deren Docht von Moos ist. An dem einen Ende der Wohnung befindet sich eine eben so gebaute gewölbte Borrathskammer, zu der ein dunkler Gang führet, der auch von aussen mit Erde beworfen ist. Die Luftlöcher sind noch mit einer Art von Schilderhäuschen aus Fischribben versehen, und Thüren von Fellen verschliessen sie bei bösem Wetter und des Nachts.

Die Sommerhütten stehen in ihren Dörfern, nahe bei den Winterwohnungen, sie sind geräumig, kreisförmig, und laufen oben in eine Spitze zusammen. Sie werden aus dünnen Stangen und Knochen, die oben zusammengebunden, und mit Häuten von Seethieren bedeckt sind, verfertigt. Gleich am Eingange ist die Feuerstätte und an den Seiten des Hauses sind die

G

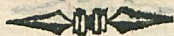
Schlaf-



Schlafstellen, welche beinahe den halben Kreis der Hütte einnehmen. Jedes Paar ist von dem andern durch eine Abtheilung von Häuten abgesondert. Sie schlafen auf reinlichen Rennthierfellen, und decken sich auch mit denselben zu.

Nicht weit von ihren Wohnungen haben diese Leute gemeiniglich noch besondere zehn bis zwölf Fuß hohe Gerüste, die fast allezeit aus grossen Knochen der Seethiere errichtet sind. Unter selbigen trocknen und sichern sie ihre Fische, Häute und andere Vorräthe für ihren Hunden, deren sie eine grosse Menge halten, um sie wahrscheinlich zu ihren Jagden, und auch wohl zum Verspeisen zu gebrauchen. Diese Hunde sind von der Art der Spitze, sie sind aber viel grösser, stärker und mit einem langen, wollichten, weichen Haare versehen.

Ein Eschuktische, der ein Mädchen sich ausersehen hat, die er gerne heurathen möchte, der sieht sehr darauf, daß seine zukünftige Frau alle die gewöhnlichen Weiberarbeiten sehr gut verstehe; allein wenn sie die Gabe hat, so zu stehlen, daß sie nicht entdeckt wird, denn wählt man sie desto eher zur Frau. Der Freyer aber muß erst den Eltern derselben sich durch Dienste gefällig machen, und wenn diese angenommen werden, so pflegt er seine Gelegenheit zu ersehen, daß er, wenn alle aus dem Wege sind, mit der Braut schläft, und dies ist die ganze Heurathszereemonie. Allein die Eschuktischen pflegen sich drei bis vier Weiber zu nehmen, und die, welche Rennthiere haben, pflegen bey jeder Heerde eine ihrer Frauen zur Aufseherin zu setzen, und von einer Heerde zur andern zu ziehen. Sie sind sehr eifersüchtig, und die Weiber solcher herumziehenden Männer, die Heerden haben, waschen sich deshalb nicht, und machen sich so häßlich



häßlich und schmutzig, und gehen so zerlumpt gekleidet, daß keiner an ihnen einen Wohlgefallen finden kann, als ihre eifersüchtigen Männer. Dahingegen die saßhaften Eschukttschen es gerne sehen, daß ihre Weiber auch andern gefallen, und verlangen, daß sie sich gegen jeden Fremden gefällig erzeigen und sich zu ihrem Empfange aufs Beste schmücken. Eine Art von Zierrath bei Männern und Weibern sind allerhand schwarzblaue Züge, welche sie im Gesichte und auf den Armen und Händen durch eine schmerzhafteste Operation erzeugen. Sie nehmen dazu Zwirn, den sie in eine erhandelte Nadel einfädeln, mit Russe von ihrem Kessel schwarz machen, und Stich für Stich unter der Haut einnähen, und wenn die ganze Operation fertig ist, schmieren sie die Stelle mit Oehle oder Thran; hievon werden die Striche und Züge unter der Haut sichtbar, und bleiben es Zeit Lebens. — Kommt ein Fremder sie zu besuchen, so wird ihm das schönste Frauenzimmer zugeführt, welche seine Weiscläferinn werden soll; allein um des Fremden Niedlichkeit auf die Probe zu stellen, läßt sie etwas Harn in ein Schälchen, mit dem der Fremde sich den Mund ausspielen muß. Thut er solches, so wird er als Freund aufgenommen und gut bewirthet; bei Ablehnung aber der unreinlichen Probe wird derselbe als ein Feind betrachtet, und seine Weigerung erbittert sie sehr.

Die Weiber bereiten die Speisen, und nähen die Kleider, färben das Lederzeug, füttern die Hunde und erziehen die Kinder, welche sie bis ins dritte Jahr säugen, nachdem ihnen einige alte Frauen einen Namen gegeben haben. Nach dem Wochen halten sie sich wohl 10 Tage verschlossen.



Nach den wenigen Nachrichten, die man von dem Volke der Tschuktischen hat, so ist ihr Begriff von der Gottheit ähnlich dem, den alle Völker Sibiriens in der sogenannten schamanischen Religion haben. Sie erkennen eine oberste gute Gottheit, welche Himmel und Erde und alles darinn und darauf erschaffen; allein es giebt auch ein Oberhaupt der bösen Gottheiten und Geister. Die oberste gute Gottheit hat viele Untergottheiten, welche die Welt regieren, da die oberste Gottheit sich mit der Regierung der Welt gar nicht abgiebt. Die bösen Götter sind die Ursachen alles Unglücks, und dessen, was Menschen und Thieren und der ganzen Schöpfung schädlich ist. Die Schamanen sind ihre Priester, welche sich durch eine Kleidung, die mit allerlei alten Eisenwerke, Vogelklauen, Thierschwänzen u. behangen ist, und mit einer Zaubertrommel in der Hand auszeichnen. Sie machen allerlei Geschrei, und unter besonderen Gaukeleien verzerren sie ihr Gesicht und alle Glieder der Leibes, und geben vor, daß sie mit den Gottheiten alsdann Umgang haben. Sie räuchern auch wohlriechende Sachen, und schlachten Opferthiere. Wenn die Tschuktischen etwas feierlich betheuren sollen, so setzen sie die Sonne zu ihrem Bürgen, und den Ueberwindern geben sie bei Verträgen ihre Schamanen zu Geißeln. Sie bezeugen in mancher Rücksicht viele Gleichgültigkeit gegen das Leben, und sind daher zum Selbstmorde geneigt, so oft sie glauben, daß ihr Unglück unerträglich sei.

Beschreibung
einiger merkwürdigen
Thiere
und ihrer Lebensart.

Der Hirsch.

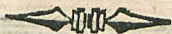
Diese Abbildung, meine jungen Leser! welche Sie hier von dem edelsten Thiere unsers Vaterlandes sehen, ist nach einer sehr correcten Zeichnung gemacht worden; — und unser Graveur Herr Fischer in Halle hat denselben sehr gut in Zinnmasse zum abdrucken gegraben. Sehen Sie dieses edle Geschöpf an! merken Sie sich seinen ganzen Bau! betrachten Sie denselben genau:

Sie haben ihn nun gesehen, lassen Sie sich nun alles Merkwürdige erzählen, was dieses edle Thier betrifft.

Der gemeine Hirsch

meine jungen Leser, ist ein bekanntes schön gebautes Thier, mit ästigem rückwärts gekrümmten und ganz rundem Geweihe. Es wird wegen seiner Nutzbarkeit und des Vergnügens, was seine Jagd grossen Herren gewährt, in Deutschland das wichtigste Waldthier, lebt heerdenweise in Wäldern, und ist in beiden Welttheilen gemein, doch nicht in ganz kalten Ländern. Seine Farbe ändert sich nach Alter und Jahreszeit. Im Sommer ist sie roth oder rothbraun, und im Winter grau, am Bauch weisslich. Selten findet man ganz weisse Hirsche. Nur die Männchen haben der Regel nach ein Geweihe, welches sie im Frühjahr abschlagen, welches bald darauf wieder als ein weicher mit einer rauchen Haut umgebener Knor-

bel



pel aufschießt, und im August schon wieder vollkommen hart und grösser oder vielzackiger, oder wie die Jäger sagen, vielendiger ist, als das, was sie abgeworfen haben. Gewöhnlich richtet sich die Zahl der Enden nach dem Alter der Thiere bis ins achte Jahr, so daß ein Hirsch im vierten Jahre sechs bis acht, und im achten zwölf bis vierzehn Enden an einem Horne hat. Nach dieser Zeit ist die Anzahl derselben unbestimmt. Die größten Geweihe sind von sechs und sechszig Enden, und ein mittelmäßiges wiegt zehn bis achtzehn Pfund. — Der Hirsch bezeigt in seinem Betragen Muth und edlen Anstand, er hat ein vortrefliches Gesicht, Gehör und Geruch. Am Tage liegt er gewöhnlich im Walde verborgen, und kömmt erst des Abends seiner Nahrung halber hervor. Diese besteht aus Knospen, Blüten und Blättern, Gras und Kräutern, aus reifer und unreifer Saat, und im Winter aus Moos und Rinden der Bäume. Von Natur ist er gutmüthig, friedfertig und gesellig; er kann aber doch unter gewissen Umständen so wüthend werden, daß er auch, wenn er zahm ist, seines Wärters nicht schont.

Im Thiergarten vor Blankenburg wurden im Anfange dieses Jahrhunderts viele Thiere gehalten. Einer der ansehnlichsten Hirsche und Vielender wird von dem Wildmeister vorzüglich gefüttert, so daß er sehr vertraut mit ihm geworden ist. An einem Tage aber wird der Mann vermißt, und als man nachsucht, findet man den Hirsch mit blutigem Geweihe bei ihm stehen, der ihn mit unzähligen Stößen gespießt hatte. Die Ursache hat niemand ergründen können.

Vor einigen Jahren gehen einige Damen im Thiergarten vor Wernigerode ganz in der Tiefe spazieren. Oben auf der Höhe steht ein Hirsch, nach welchem ein sie begleitender Cavalier schießt. Das Thier wird zwar getroffen, aber nur verwundet. Mit einemale setzt es herunter, überfällt die eine Dame mit solcher Wuth, daß es ihr das seidene Kleid auf dem Leibe zerfetzt, und sie gewiß ums Leben gebracht hätte, wosern es nicht auf der Dame mit dem Weidmesser abgefangen wäre. Zum Andenken dieser Szene ist auf derselben Stelle ein Monument errichtet.

Vor einigen Jahren wurde auf einem adelichen Gute ein fremder Beamter, da er auf den Hof ging, den zahmen Hirsch zu besuchen, von demselben überfallen, und gar übel behandelt. Es ist eben um die Zeit gewesen, da der Trieb zur Begattung bei diesen Thieren erwacht. Er hat ein rothfahles Kleid getragen, und dies giebt man für die Ursache an, daß ihn der Hirsch für einen Rival angesehen habe.

So scheu der Hirsch in der Wildniß vor dem Menschen ist; so trotzig und wüthend geht er öfters auf ihn los, wenn er sich verwundet fühlt. Unweit des Brockens hab' ich einmal einem solchen Schauspiel mit beigewohnt. Der Brockenwirth hatte einen Hirsch angeschossen, und holte seinen Hund, ihn aufzusuchen. Wir fanden ihn bald, und der Hund stellte ihn, das heißt: er sprang immer um ihn herum, daß sich der Hirsch stets im Kreise drehen, und ihm das Geweihe zukehren mußte. Wir waren ihm sehr nahe. Mit einemale kehrte sich das Thier um, und stellte sich uns mit einem Troß entgegen, den ich nie vergessen werde.

„Sehen



„Sehen sie, rief mir der Jäger zu, wie er weiß macht,“ daß ist, wie er die Augen im Kopfe verkehrt, und in dem Augenblicke schoß er ihn auch recht aufs Blatt, daß er stürzte.

Ohnerachtet er sonst sanftmüthig ist, so geräth er doch zur Brunstzeit, welche im September fällt, und sechs Wochen dauert, ganz auffer sich. Das Männchen streitet alsdann mit andern, die ihm aufstossen, bis auf den Tod, und das Weibchen brüllt, daß es fürchterlich durch die Berge schallet, läuft wüthend durchs Gehölze, greift selbst Menschen an, und vergift oft sein Futter zu suchen, daher ist es auch nach der Zeit sehr mager, ohngeachtet es vor derselben außerordentlich fett und am besten zu verspeisen ist. Das Weibchen (die Hündin) geht acht Monate trüchtig, und setzt gewöhnlich nur ein Kalb im Mai oder Junius an einem verborgenen Orte. Es säugt dasselbe bis zur künftigen Brunstzeit, und behält es zwei bis drei Jahre bei sich. Daher findet man immer die Weibchen in grosser Gesellschaft, da hingegen die alten Männchen, die auch auffer der Begattungszeit zusammen halten, nur kleine Truppen bilden. Das männliche Junge heißt an einigen Orten bis Michaeli, an andern bis zum März ein Hirschkalb, und das weibliche ein Wildkalb. Das Wildkalb bekommt von da bis zur Zeit der Begattung im zweiten oder dritten Jahre den Nahmen Schmalthier, das Hirschkalb aber nach dem ersten Jahre, wo es nur einzelne Spiese aufsetzt, den Nahmen eines Spiesers, im zweiten, wenn es einen Spies mit einem Ende hat, eines Gablers, heißt im sechsten ein schlechtjagdbarer Hirsch, im siebenden ein jagdbarer,



barer, und von der Zeit an ein Kapitalhirsch. Sie wachsen fünf bis sechs Jahre, werden dreißig Jahr alt, 7 Fuß lang, 4 Fuß hoch und 3 bis 5 Centner schwer. Man kann sie zähmen, und von den spätern römischen Kaisern und auch neuerlich wurden sie von grossen Herren zum Zuge gebraucht. — Die Hirsche machen den vorzüglichsten Gegenstand der Jagdlustbarkeiten grosser Herren aus. Erfreulich ist es, daß die grausamen Parforcejagden mehrentheils aufgehört haben, und daß man auch jetzt kein sonderliches Vergnügen mehr daran findet, dieselben (die doch die Jäger selbst edel nennen,) durch die zerfleischenden Bisse der Hetz- und Jagdhunde langsam todt zu martern. Die guten jagdbaren Hirsche werden vom Mai bis in die Mitte des Septembers geschossen, die Schmalthiere aber bis Weihnachten; doch pflegt hier die Leckerhaftigkeit der Menschen auch Ausnahmen zu verursachen. Ihr Wildpret ist nach Alter, Geschlecht und Jahreszeit von verschiedenem Werthe. Das Fleisch vom Weibchen ist immer milder und besser als vom Männchen; von den Hirschkalbern bekommt man die schmackhaftesten und von Spießern mittelmäßige Braten. Vom vierten Jahre an wird das Fleisch schon härter, und die grossen Hirsche geben zur Zeit der Hirschfeiste, von Jakobi bis zur Brunstzeit, die schmackhafteste Speise; ausserdem sind sie kaum zu genießen. — Die Haut bereitet der Roth- und Weißgerber, und der Schuster, Riemer und Beutler verarbeiten sie. Auch als Pelzwerk wird sie roh zu grossen Müssen gebraucht. Die Haare dienen zum Ausstopfen der Sättel, Stühle u. s. w. Die Geweihe geben Griffe zu Messern und Hirschfängern. Die Köche machen daraus Gallerte. Man macht auch mit gebrannten und pulverisirten Hirsch-



Hirschhorn den Kaffee klar, das Bier hell und schützt es damit vor dem Sauerwerden. Die Hirschkolbert (jungen, weichen Geweihe) werden zu einer kostbaren, stärkenden Speise abgekocht, geschabt, mit Baumöhl und Eßig getränkt und wie Sallat gegessen. Das Hirschhorn giebt eine gute Farbe, die Hirschhornschwärze, und die Apotheker machen für die Medicin verschiedene Präparate daraus, Hirschhornspiritus, Hirschhornmagisterium, Hirschhornliquor, Hirschhornöhl, Hirschhornsalz. Das Mark ist eine gute Salbe für aufgesprungene Hände, und das Eisen vor dem Rost zu bewahren. Der Talg wird nicht nur von den Lichtziehern zu Lichten, sondern auch von den Apothekern zu Pflastern und Salben gebraucht.

Das Bisamthier

hat die Gestalt und Grösse des Rehes, und der hervorragenden Eckzähne bedient sich das Männchen statt der Waffen. Dies hat in der Nabelgegend einen Beutel von der Grösse eines Hühnereies, worinn sich, zumal in der Begattungszeit, ein braunes schmieriges Wesen, der Must oder Bisam sammlet. Die sehr langen falschen Hufe an den Vorderfüßen helfen ihm sich in die höchsten Felsen in den bergigen Gegenden und in den Schwarzwäldern von Tibet und dem südlichen Siberien verkriechen. Es nährt sich vom Laub der Bäume und von den Moosflechten. — Der Bisam scheint eine Art von Reinigung der Thiere zu seyn, die mit einer Entzündung verbunden ist, denn das Thier reibt sich, um den Schmerz der Entzündung zu lindern, an Bäumen

men und Felsen. Der reine Bisam ist noch wenig bekannt, denn er wird mehrentheils mit Blut und andern Specereien vermischt. Der reinste ist der, welchen man an Steinen und Baumstämmen findet, und der beste und dauerhafteste kömmt aus Tibet; der stärkste Handel aber wird zu Boutan getrieben. Beim Abschneiden der Bisambeutel und selbst beim Einkauf muß man sich den Mund und die Nase wohl verbinden, denn der äusserst starke Geruch verursacht Kopfschmerzen und heftiges Nasenbluten. Ehedem wurde der Bisam mehr zum Parfüm gebraucht als jetzt. In der Medicin steht er aber noch immer wegen seiner grossen Heilkräfte in Ansehen.

Der Jagdhund.

Der Kopf ist rund, hinten mehrentheils mit einer deutlichen Erhöhung; die Schnauze so lang aber stärker als am Bauernhunde; die Ohren dick, breit, und hängen lang herab; der Leib lang gestreckt und mäßig stark, die Beine fleischig, der Schwanz stark und wenig gekrümmt, und die Afterzehen, die weit oben stehen, haben Klauen. Das Haar ist bald schlicht, bald zottig, bald einfarbig, bald gefleckt. — Diese Hunde sind dem Jäger so wichtig, daß er ohne denselben nicht würde Jäger seyn können; denn sie haben viel Stärke, einen schnellen Lauf, und besonders einen sehr feinen Geruch, und werden daher zum Auffuchen, Aufjagen und Verfolgen des Wildes gebraucht. Wie äusserst fein ihr Geruch ist, sieht man daraus, daß ein guter Spür-



Spürhund (Leirhund) die Fährten (Fußstapfen) eines Hirsches, der durch eine Heerde Vieh gelaufen ist, bei dürrer Boden wittern, und dem Jäger anzeigen muß, wo er sich versteckt hat.

Der Bullenbeißer.

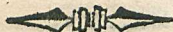
Dieser Hund ist in der Natur größer als ein Wolf, hat eine dicke, kurze, aufgeworfene Schnauze, eine stumpfe Nase, und dicke herunterhängende Wangen. Der Kopf ist dick und breit, die Schenkel sind voll starker Muskeln, so wie überhaupt der ganze Hund starkleibig ist. Wegen seiner außerordentlichen Stärke muß er Güter und Häuser bewachen, und bei der Jagd auf Hirsche und wilde Schweine als Hekhund dienen. — Von ihm und dem gemeinen Schäferhunde stammt der englische Hund (Dog) ab. Auch der Mops hat ihm sein Dasein zu verdanken.

Der Haase.

Wer kennt dies Thier nicht, das auf der ganzen Erde verbreitet ist, und im Herbst einen gewöhnlichen Braten abgiebt? Seine Unterscheidungsmerkmale sind: Die Ohren sind länger als der Kopf, und an der Spitze schwarz, die Hinterfüße halb so lang als der Körper, und daher länger als bei der folgenden Art, der Schwanz kurz und auf der obern Seite schwarz.



Schwarz. Die grossen Augen haben eine besondere Augendecke (Nickhaut), stehen stets offen, auch sogar im Schlafe. Ihr Gesicht ist schlecht, desto feiner aber ihr Gehör. Die Stimme hört man nur, wenn man sie verlegt und wenn sie sich begatten. Sie machen sich besondere Lager, wozu sie die Erde etwas auffcharren; im Winter gegen Mittag, im Sommer gegen Morgen. Die Beschaffenheit der Luft und des Klimas hat auf die Haasen einen grossen Einfluß. Die Berghaasen sind grösser und schwerer als die Feldhaasen, und man hat nicht selten Beispiele, daß einer 16 Pfund wiegt. Diejenigen, welche in Norden wohnen, sind im Winter weiß, seltner sind die schwarzen. Gehörnte Haasen sind eine Ausartung. — Wie bekannt, ist der Haase furchtsam, er entgeht aber seinem vorzüglichen Feinde, dem Hunde, oft durch Quersprünge und geschickte Wendungen. Vermittelst seiner langen Hinterfüsse kann er vorzüglich bergan sehr schnell laufen. Er steht im Laufen oft still, sieht sich aufgerichtet nach seinem Feinde um, und thut beim Stillstehen allezeit mit einem von seinen Hinterfüssen einen Schlag auf die Erde. Packt ihn sein Gegner, so schnickt und schreit er blos ohne andere Gegenwehr. — Seine Nahrung besteht in grünem und reifem Getraide, und an dem Kohl, Kraut und der grünen Saat thut er oft grossen Schaden; auch im Winter an den jungen Baumstämmen (in den Baumschulen), die er schält. — Er vermehrt sich des Jahres etlichemal, und begattet sich schon im Jenner und Hornung; doch bringt das Weibchen selten mehr als zwei bis drei Junge auf. — Man benützt von dem Haasen das Fleisch und den Balg. Das Fleisch ist gebraten gesund, nahrhaft und leicht verdaulich. Da
man



man lieber einen jungen als einen alten Haasen kauft, so darf man ihnen nur die Ohren von einander ziehen; giebt das Fell nach, so ist er jung, hält es aber fest, so ist er alt. In Rußland ist man das Fleisch nicht, sondern die Haasen werden nur ihrer Bälger halber getödtet. Man schätzt, daß jährlich in Rußland mehr als eine halbe Million Haasen gefangen werden, welche dem Reiche 50,000 Rubel einbringen. Der Winterbalg kann gefärbt werden, und dient zu allerhand Pelzwerk. Die Haare geben schöne Hüte, gesponnen Weinkleider, Mützen, Strümpfe und Zeuge, die man vorzüglich in Frankreich verfertigt, weswegen auch dahin aus Deutschland so viele Bälge gehen. Die Hutmacher bezahlen jetzt bei uns das Pfund Haare für einen Dukaten. Noch einen eigenen Nutzen haben die Bälge zur Vertilgung der Flöhe. Man bindet nemlich ein Stückchen Haasensfell auf die Brust, die Flöhe ziehen sich den Tag über vom ganzen Körper dahin, und des Abends sucht man beim Schlafengehen das Stückchen Fell ab.

Der Fuchs.

Dieses Thier ist so bekannt in ganz Deutschland, daß ihn fast jeder, der Lust hat, ihn zu beobachten, von dem Jäger seines Orts erhalten kann. Ich erwähne also von seiner äussern Gestalt auch hier weiter nichts, als seines Unterscheidungsmerkmals, welches in einem geraden wolligen Schwanze besteht, der so wie der ganze Körper, fuchsroth, und nur mit einer
 weissen

weissen Spitze versehen ist. Uebrigens kömmt er an Größe und Figur einem Spitzhunde am nächsten. Sein Geruch ist widerlich; doch hat er am Obertheil des Schwanzes ohngefähr $2\frac{1}{2}$ Zoll von der Wurzel desselben eine Drüse in Gestalt eines Leichdorns mit einer kleinen Oefnung, in welcher sich eine geronnene Feuchtigkeit befindet, die einen sehr angenehmen Violengeruch von sich giebt. Der Fuchs beißt nach dieser Drüse, wenn er verwundet wird; es sei, daß der Geruch und Geschmack dieser Feuchtigkeit schmerzstillend ist, oder daß er durch diesen Balsam seine Wunde heilen will. Seine Stimme ist kreffend, doch schreit er auch, besonders beim Wetterwechsel, wie ein Pfau. Er läßt sich zähmen, und erreicht ein Alter von vierzehn Jahren. — Sein gewöhnlicher Aufenthalt ist unter der Erde, in Höhlen, die er sich entweder selbst gegraben oder einem Dachs abgejagt hat. Im letztern Falle neckt er den Dachs so lange, und verunreinigt ihm die Höhle mit seinem Kothe, daß er sie zu verlassen genöthigt ist. Ein eigentlicher Fuchsbau, wie die Jäger eine vom Fuchs selbst gegrabene Höhle nennen, hat zuweilen 50 Fuß im Umfange, ist drei bis sechs Fuß tief, und besteht theils aus Kammern oder Kesseln nach der Jägersprache. Je nach dem der Bau groß ist, hat er mehrere solche Kessel, in welchen theils die Füchse schlafen, theils die Füchsin ihre Jungen bringt. Merkwürdig ist aber der Eingang zu dem letztern. Dies ist eine überaus enge Röhre, welche etwa drei bis viertelhalb Fuß lang ist, meist erst senkrecht in die Erde geht, und dann wiederum in einem Bogen aufwärts steigt und zur Kammer führt. Dies ist der letzte Zufluchtsort des Fuchses, wenn er von den Dachshunden in seiner Höhle verfolgt wird. Er verdammt

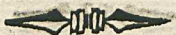


sich auch gewöhnlich in derselben, so daß man im Nachgraben den Eingang dazu verliert. — Er nährt sich von allerhand Thieren, Lämmern, Auerhühnern, Rebhühnern, Gänsen und anderm Federvieh, Haasen, jungen Rehen, Fischen, Schlangen, Fröschen, Kröten, Eidechsen, Insekten und Gewürmen. Im Winter geht er auch das Nas an. Weinbeeren und besonders Honig, wenn er darzu kommen kann, sind seine Leckereien. Wenn er im Sommer Junge hat, so schleicht er bei Tage um die Dörfer in dem Getraide herum, und stiehlt dem armen Landmann sein Hühnchen vor den Augen weg. Er hat einen ausserordentlich feinen Geruch, und versteht geschickter als eine Katze, dem Winde entgegen, auf dem Bauche an ein Thier zu kriechen, und dasselbe durch einen schnellen geschickten Sprung zu fangen, so daß das flüchtige Rebhuhn oft noch in der Luft von ihm ergriffen wird. Gelingt ihm zuweilen ein solcher Sprung nicht, so soll er, wie die Jäger sagen, langsam und beschämt auf seiner Spur zurück gehen, und gleichsam alle Schritte zählen, um zu sehen, um wie viel er sich versprungen habe. Das meiste Wildpret fängt er auf der Lauer und durch List. Sieht er z. B. einen Haasen längs einer Hecke herkommen, so legt er sich dicht an dieselbe auf die Erde nieder, und verfehlt selten, wenn ihm dieser zum Sprunge kömmt, seinen Fang. Er kennt die Stellen sehr genau, wo sich das Wild seiner Natur nach hinlagert, und durchschleicht ganz langsam und bedächtlich jede Gegend aus Besorgniß ein Stück zu übergehen oder aufzujagen, so daß auf diese Art ihm nach und nach alle im Lager sitzenden Haasen und alle brütenden Feld- und Waldhühner zu Theil werden. Außerst merkwürdig ist, daß er aus Furcht entdeckt zu werden,



werden, niemals in dem nahen Bezirke seines Aufenthaltes raubt, daher das Sprichwort entstanden ist: Der Fuchs jagt niemals auf seinem Bau. Die Gänse sollen vor ihm sicher seyn, wenn man ihnen den Kopf mit Theer beschmiert. In seinem Magen hat man mehrmals nicht nur eine Ratte mit ihren Jungen, sondern auch das ganze Nest gefunden.

Die Füchsin trägt neun Wochen und wirft zu Anfang des Mais drei bis neun Junge. Wenn sie einen Monat alt sind, so führt sie die Mutter vor den Eingang des Baues und säugt sie an der Sonne. Um diese Zeit fängt sie auch an für sie auf den Raub auszugehen, und ihnen junges Wildpret und Federvieh vorzutragen. Sie spielen mit einem solchen lebendigen Thiere, z. B. einem Rebhuhn lange, tödten es auf diese Art nur nach und nach, jedes reißt alsdann ein Stück ab, und trägt es in einen Winkel, und läßt es sich von den andern unter beständigem Knurren, wie ein Hund, nicht nehmen. Da man oft die Füchse gern auszrotten will wegen des grossen Schadens, den sie in einer Wildbahn thun, so pflegt man in diesem Falle die weißgelben, wolligen plumpen Jungen im Junius auszugraben. — Die Jäger aber jagen oder fangen sie lieber im Winter, weil sie alsdann den Balg nützen können. Die grausamste Art sie zu bekommen ist diese. Man verstopft nämlich alle Ausgänge ihres Baues bis auf einen einzigen, der dem Winde entgegen geht; in diesen steckt man einen Fuß tief ein Stückchen Tuch, das mit Schwefel überzogen ist, zündet es an, und wirft Blätter und Genist darauf, die den Dampf vermehren. Ist der Bau so voll Dampf, daß er wieder herausquillt, so verstopft



man auch diesen Ausgang. Den folgenden Tag wird man den Fuchs erstickt dicht am Eingange finden. — Auffer dem Balge benutzt der Jäger auch das Fleisch des Fuchses für die Hunde. Von den nördlichen Völkern wird es auch ohne Eckel gegessen, und wer es nicht weiß, wird ohne Bedenken einen gut zubereiteten Fuchsbraten für einen Haasenbraten speisen. Im Sommer kann der Hutmacher die Haare brauchen, wenn die Bälge für den Kürschner zu schlecht sind.

Die wilde Kaze.

Diese trifft man in den meisten Ländern von Europa und in dem nächst angrenzenden Asien an. Sie ist grösser als die zahme, grau von Farbe und mehrentheils mit einigen schwarzen Streifen über den Rücken und Ringen an dem Schwanz und an den Füßen gezeichnet. Im Alter werden die Lippen und Fußsohlen schwarz. Ihre Gedärme sind um ein Drittheil kürzer als bei der zahmen Kaze. Sie halten sich in hollen Eichen und im Schilf auf, belauern Haasen, junge Rehe, Hamster, Vögel u. s. w. und werden mit unter die schädlichsten Raubthiere gerechnet. Ihr Fell giebt ein sehr gutes Pelzwerk.

Das wilde Schwein.

Das wilde Schwein, von dem unser zahmes abstammt, findet man in dem südlichen Europa. Es ist gewöhn-

gewöhnlich schwarz oder schwarzbraun, daher führt es den Namen Schwarzwild. Die beiden Haujähne, die aus der untern Kinnlade der Männchen hervortreten, sind bei den wilden grösser als bei den zahmen; bei den Afrikanischen trifft man vier Haujähne an, zwei in der obern und eben so viel in der untern Kinnlade. Jene sind grösser, stehen neun Zoll lang aus dem Maul hervor, und die Wurzel ist fünf Zoll dick. Ueberhaupt hat das wilde noch eine längere Schnauze, kürzere aufrechtstehende Ohren, und setzt keinen Speck an. Es ist ausserordentlich stark und kühn, und vertheidigt sich muthig gegen eine überlegene Macht. Man hat es in Afrika selbst Löwen sich abwehren gesehen. Das Männchen heisst der Hauer oder Keuler; das Weibchen die Bache; die Jungen nennt man Frischlinge. Vor Ablauf des dritten Jahres geben die Jäger ihnen auch wohl den Namen Rudelschweine, weil sie lange in Begleitung ihrer Mutter zu gehen pflegen. Man jagt sie im November und December. Wenn man Frischlinge fängt, sie verschneidet und dann wieder laufen lässt, so giebt es ein vortreffliches Wildpret.

In Südamerika sieht man eine besondere Art wilder Schweine, die keinen Schwanz, sondern hinten auf dem Rücken einen drüsigen Sack haben. In demselben befindet sich ein schmieriges Wesen, welches nach Bisam riecht, wovon das Thier den Namen Bisamschwein führt. Es ist zwar dem gemeinen Schwein ähnlich, wird aber lange nicht so groß, und lebt auch reinlicher. Wenn es geschossen ist, muß man sogleich den drüsigen Sack abschneiden, sonst bekommt das an sich schmackhafte Fleisch



Fleisch einen so widrigen Geruch davon, daß es gar nicht zu genießen ist.

Der Landbär.

Dies ist der gewöhnliche Bär, welchen die Polnischen Bärenführer für Geld sehen lassen. Er ist in allen vier Welttheilen, die heißen Zonen ausgenommen, in einsamen Waldungen zu Hause. In Deutschland ist er fast gänzlich ausgerottet, und wird nur noch einzeln in Oesterreich und Böhmen angetroffen. Ein dicker Kopf, eine abgestumpfte Schnauze und ein kurzer Schwanz sind seine Unterscheidungszeichen. Man findet ihn von unterschiedlicher Grösse, und der größte ist $5\frac{1}{2}$ Fuß lang. Der Kopf hat in seiner Bildung und der schrägen Lage der kleinen Augen einige Aehnlichkeit mit dem Kopf des Wolfes, ist länglicht und hinten dick. Die Ohren sind klein und zugerundet; die Nase breit; die Schnauze vorne aufgeworfen; die untere Kinnlade kürzer als die obere; der Hals kurz und dick; das Kreuz gesenkt; die Vorderbeine etwas einwärts gebogen; der ganze Leib mit langen Haaren bedeckt, welche ihm ein ungestaltetes Ansehen geben. Die Farbe ist entweder braun oder schwarz.

Der Seebär.

Sein Kopf gleicht einem Bärenkopfe. Er ist schwarzbraun und hat lange steife Haare. Er lebt blos in dem nördlichen Theile des stillen Meeres, ist 10 Fuß lang;



lang; kann sehr schnell schwimmen. Er blöckt wie eine Kuh, oder brummt wie ein Bär; man tödtet ihn seiner Haut und seines Fetts wegen, wie den Seehund. Er ist im Kampfe mit andern sehr kühn und herzhast.

Die Meerotter.

Die Meerottern werden zwischen dem 50 und 56sten Grade der Breite an den Küsten des Meers, welches Asien von Amerika trennet, am häufigsten aber auf den Inseln in demselben gefunden. Im Winter liegen sie an dem Meeresufer, oder auf dem Eise, welches sie bei anhaltendem Ostwinde häufig aus den Inseln nach der Westküste von Kamtschatka bringt. Im Sommer steigen sie in die Flüsse und Landseen hinauf. In warmen Tagen suchen sie den Schatten tiefer Thäler. Orter, wo sich Robben, Meerlöwen und Meerbären aufhalten, vermeiden sie sorgfältig. Ihre Nahrung besteht in allerlei Fischen, Seekrebsen, Muscheln, Schnecken, Blackfischen, im Nothfall auch Fleisch und Tang. Ihre Speise suchen sie zur Zeit der Ebbe, wenn das Meer niedrig ist, auf. Sie laufen geschwind, schwimmen in verschiedenen Lagen, tauchen unter, können aber nur kurze Zeit unter dem Wasser bleiben. Zum Schlaf begeben sie sich aus dem Meere aufs feste Land, und legen sich krumm wie die Hunde. Ihr Geruch und Gehör ist stärker als ihr Gesicht. Sie sind furchtsam, aber schlau den Nachstellungen zu entgehen. Sie leben in der Monogamie. Das Weibchen soll acht bis neun Monat trüchtig gehen, wirft auf dem Lande, aber höchst selten



selten mehr als ein Junges, welches mit offenen Augen und allen Zähnen zur Welt kommt. Die Mutter liebt ihr Junges sehr zärtlich, und läßt es, wenn sie auch verfolgt wird, nie aus dem Munde. Die Begattung geschieht zu allen Jahreszeiten, ein Weibchen aber begattet sich in demselben Jahre, da es trüchtig gewesen, nicht wieder. Diesen Thieren wird wegen ihres kostbaren schwarzen und silbergrauen Balgs sehr nachgestellt. Die besten Bälge fallen im März, April und Mai. Die meisten gehen nach China, wo der Hof zu Peking und die Vornehmsten im Reich davon Verbrämungen an den Kleidern tragen. Ein Balg wird, nachdem er schön ist, mit 90 bis 140 Rubel, so wie die zu Mützen, gebrämen und Handschuhen gebräuchlichen Schwänze mit 2 bis 7 Rubel bezahlt. Im Kamtschatka trägt man zum Staat Gebräme davon an Kleidern von weißen Rennthierhäuten. Das Fleisch ist unschmackhaft und zähe.

Der glatte Seelöwe.

Diese Art von Seelöwen gehört der südlichen Hälfte unsrer Erdkugel zu. Sie wohnen sonderlich in der Nachbarschaft von Amerika, am Ufer im Schilf. Sie sind 15 bis 18 Fus lang, lichtbraun, haben kurze Seehundhaare, und die Männchen davon einen Kamm auf der Nase, welches die aufgeblasene Haut der Nase ist. Wenn sie am Lande sind, und was sehen, richten sie sich auf, nehmen diese Stellung an, öfnen den Rachen fast 1 Schuh weit, blasen den Kamm auf und brüllen. Ihre Stimme ist mannigfaltig; sie brüllen wie Löwen, brummen wie Ochsen, grunzen wie Schweine, und die Jungen



Jungen blöcken wie die Kälber. Sie fressen Gras, Fische und andere Seethiere, und sind erstaunlich fett, deshalb man sie auch erlegt, und Thran aus ihnen bräutet. Ihre Haut wird, wie die von den Seehunden, zu allerhand Sattlerarbeiten, Stiefeln und Kleidern der Wilden gebraucht.

Das Wallroß.

Die Wallrosse leben in den Meeren und an den Küsten um den Nordpol, bei Spitzbergen, Grönland und Kamtschatka. Sie sind 16 bis 18 Fuß lang, röthlich-schwarz-grau, haben Fingersdicke Haut, die mit wenig kurzen steifen Haaren besetzt ist. Sie haben zwei lange Stoßzähne vom schönsten Elfenbeine; womit sie ihre Nahrung, Muscheln und Seegewächse aus dem Schlamme graben. Fleisch fressen sie nicht. Sie brüllen gewaltig, wie Ochsen. Sie werden von den Grönlandsfahrern ihrer Zähne, des Specks und ihrer Haut wegen getödtet. Ihre Haut, die oft an 400 Pfund wiegt, wird gegärbt, und zu grober Riemerarbeit gebraucht.

Der Luchs.

Eben so räuberisch als der Wolf, aber noch behender und den Wildbahnen nachtheiliger ist der Luchs, der zur Familie der Katzen gerechnet wird. Auch gleicht er diesen an Gestalt und Bildung am meisten. Mit dem Fuchs hat er eine Größe; doch ist er wohl eher noch etwas grösser als kleiner. Mit seinen grossen funkelnden Augen sieht er sehr scharf; allein die Beschreibungen
ernis



einiger Alten von seiner Scharfsichtigkeit sind übertrieben. An der Spitze der langen zugespitzten Ohren steht ein Büschel Haare in die Höhe. Das Fell ist nach Ziegerart gefleckt, die Hauptfarbe oben rothbraun und unten gelblich; die Striche sind weiß und braun und die Flecken schwarz. Der kurze dicke Schwanz hat eine schwarze Spitze. Er hält sich in grossen Waldungen der nördlichen Erde auf. In Deutschland ist er selten, doch sieht man ihn noch zuweilen im Thüringer Walde. Er geht des Abends und Morgens in der Dämmerung auf Raub aus, und lauert hinter einem Busch oder auf einem Baum, bis er ein vorübergehendes Thier erhaschen kann. Er macht Sprünge von zwölf bis vierzehn Schuh, hauet mit seinen scharfen Krallen dem Thiere in den Nacken oder Rücken, zerbeißt es, daß es niederstürzt, und saugt ihm das Blut aus. Sogar auf Hirsche springt er vom Baum herab, und tödtet sie. Er scheint auch das Rothwild dem übrigen vorzuziehen, denn wo er es haben kann, bekümmert er sich nicht viel um andre Thiere. Sowohl aus dieser Ursach, als auch weil er eine dem Wolf ähnliche heulende Stimme hat, nannte man ihn schon in alten Zeiten den Hirschwolf. Er wohnt, wie der Fuchs, in Höhlen unter der Erde, woraus man ihn mit Rauch vertreibt. Er ist schwer zu fangen und zu schießen. Sein Fell gehört zu dem besten Pelzwerk. Man kauft das Stück für sechs bis zehn Thaler. Aus Sibirien kommen die schönsten.

Der Marder.

Von diesem Thier giebt es verschiedene Abarten. Es ist ohngefähr so groß wie eine Katze, hat aber kürzere Beine;

Beine, einen gestreckten Hals, einen platten und kleinen Kopf.

Das schönste und berühmteste dieses Geschlechts ist der Zobel, der in Sibirien und dem nördlichen China wohnt. Er ist kleiner als der gemeine Marder, nährt sich sowohl von Thieren, als Gewächsen, hält sich auf Bäumen auf, und ist sehr geschwind und listig. Die gewöhnliche Farbe ist schwarzbraun, es giebt aber auch ganz schwarze. Der Werth der Felle ist nach der Güte verschieden. Er steigt in Rußland von zwei bis hundert siebenzig Rubel und drüber für das Paar. Ein schwarzes Fell, wenn die schwarze Farbe auch nur vier Finger breit geht, gilt zuweilen sechzig Thaler. Sie werden jetzt immer seltner. Man schießt sie mit stumpfen Bolzen oder fängt sie in Fallen. Noch kostbarer soll das rothgelbe Fell des Goldmarders seyn, den man in Canada antrifft.

Die gemeinen Marder theilt man ein in Steinsmarder (Hausmarder) und Baummarder (Feldmarder. Bei jenem ist die Kehle und der Hals unten weiß, der Kopf kastanienbraun, der übrige Theil des Leibes schwarzbraun. Er hat einen langen Schwanz mit zottigten Haaren. Man trifft ihn in gemäßigten Gegenden von Europa und Asien an. Steinhäusen, alte Gemäuer und Gebäude sind sein gewöhnlicher Aufenthalt. Er hüpfet und springt mehr als er geht, kann geschickt klettern und durch sehr enge Löcher schlüpfen. Nur in der Dunkelheit schleicht er seinem Raube nach. Er frisst nicht nur Federvieh, sondern fängt auch Mäuse, Ratten und Maulwürfe. Mit Hanssamen kann man sie locken. In die Eier weiß er sehr geschickt ein Loch zu beißen und sie dann auszusausen. Das Weibchen bringt jährlich mehr als einmal Junge, jedesmal sieben bis acht. Der



Der Baummarder unterscheidet sich von jenem durch eine rothgelbe, feuerfarbne Kehle und etwas längere Füße. Er wohnt in hohlen Bäumen, in dicken Wäldern, und überfällt des Nachts Eichhörner, Vögel u. s. w. Im Winter nähert er sich bewohnten Orten, und dringt in Hühner- und Taubenhäuser. Das Weibchen bringt im April sechs bis acht Junge. Man findet ihn in nordlichen Ländern in erstaunlicher Menge. In Nordamerika verkaufte man schon in einem Jahr über zwölftausend Felle.

Man fängt sie gemeiniglich in Fallen, um das Fell zu schonen. Wenn nun ein Marder eine solche Falle findet, so legt er seine Losung (Koth) dabei, und sieht den andern Tag wieder zu, ob sie noch unverrückt da liegt. Alsdann erst wagt er es die Lockspeise zu kosten.

Die Mardersfelle rechnet man mit zu dem edlern Pelzwerk. Sie werden zuweilen gefärbt. Den nach Wisam riechenden Koth dieser Thiere gebraucht man theils zur Verfälschung des ächten Wisams, theils zum Räuchern.

Der Iltis.

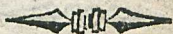
In Ansehung der Gestalt und Lebensart gleicht der Iltis dem Marder am meisten, doch hat er einen dickern Kopf und eine spizigere Schnauze, ist auch etwas kleiner. Das Fell ist dunkelbraun, der Mund und der Rand der Ohren weiß. Er giebt einen sehr unangenehmen Geruch von sich, und heißt deshalb auch Stänkerratz oder Teufelskind. Wenn er böse wird, ist dieser Geruch am ärgsten.

Das Pferd.

Die ersten und nothwendigsten Bedürfnisse des Menschen

Menschen befriedigt das Schaaf und das Rind; aber das Pferd dient ihm vornemlich zur Bequemlichkeit und zur Pracht. Kein Thier hat durch die Zähmung so viel gewonnen, als eben dies, aber keins ist auch eines so hohen Grades von Beredlung fähig. Mit der Gelehrigkeit des Elephanten verbindet es eine bewundernswürdige Leichtigkeit in den Bewegungen und einen edlen Zustand des Körpers. Die verwilderten — denn ursprünglich wilde soll es nicht mehr geben — die man noch jetzt in Polen, in der Tartarei und in andern Ländern findet, sind klein und unansehnlich, obgleich unbändig und schnell. Es verdankt also die Schönheit und die Vorzüge, wodurch es den ersten Rang unter den Hausthieren erhalten hat, vornehmlich der Erziehung des Menschen.

Ein mehr warmes als kaltes Klima ist seiner Natur am angemessensten. In allzu heißen und zu kalten Ländern verliert es von seiner natürlichen Güte. Arabien und Persien bringen die schönsten hervor. Der Adel hält kaum sorgfältiger über seine Ahnen und Geschlechtsregister, als man in Arabien den Stammbaum der edelsten Race bewahrt, und Vermischung derselben mit unedlem Geblüt verhütet. Bei der Geburt eines solchen Füllen sind Notarien und Zeugen gegenwärtig, und dem Käufer des Rosses wird dies gerichtlich bestätigte Stammbaumregister zu seiner Sicherheit eingehändigt. Allein das schlechteste von der ersten Klasse verkauft man auch nicht leicht unter fünfshundert, die besten aber für mehrere tausend Thaler. Ein solches läuft in einem Tage achtzehn bis zwanzig deutsche Meilen. In Europa werden die Spanischen, Englischen und Neapolitanischen vorzüglich geschätzt. Auch in Dänemark, Holstein, Mecklenburg und einigen andern Ländern findet man vortrefliche Racen.



Das Beutelthier.

Unter diesem Namen ist eine merkwürdige Thiergattung bekannt, die in Ostindien und vorzüglich in Südamerika lebt. Die Weibchen haben nämlich am Bauche einen länglichen Beutel mit einer Oefnung, welche sie durch besondere Muskeln verschliessen und aufmachen können. Dieser Beutel ist inwendig mit weichen Haaren ausgefüttert, und bedeckt die Stelle des Bauchs, wo die Brüste sitzen. Ihre Jungen bringen sie sehr klein und unreif zur Welt, stecken sie aber sogleich in den Beutel, wo sie sich an die Zitzen fest ansaugen und so lange daran hängen bleiben, bis sie wie eine reife Frucht von selbst abfallen. Sobald sie zum zweitenmal geboren sind, vertrocknen die Zitzen und lösen sich vom Bauch der Mutter ab, daß man nach etlichen Tagen keine Spur mehr sieht, wo sie gefessen haben. Nach einer neuen Befruchtung bilden sich auch wieder neue Zitzen, obgleich nicht immer an den nämlichen Stellen. — So lange die Jungen noch bei der Mutter sind, bleibt ihnen dieser Beutel ein sicherer Zufluchtsort: denn bei bevorstehender Gefahr nimmt sie die Mutter gleich darin auf, und rettet sich und die Jungen durch die Flucht. Die größte Art dieser Thiere ist so groß wie ein Marder, und heißt Marsupial oder Beutelratte.

Ein in dieser Hinsicht ähnliches Thier ist die Buschratte oder der Suriamische Aeneas, etwas größer als eine gemeine Ratte, auf deren Rücken die Jungen klüchten und ihre Schwänze um den steif in die Höhe gehaltenen Schwanz der Mutter schwingen, und sich so forttragen lassen, wenn sie einen Feind bemerken.

Der Verleger hat die Beschreibung der Thiere — gewisser Ursachen wegen selbst zusammen getragen, und als Anhang beiducken lassen!





Der Hirsch.



Der Bullenbeißer.



Der Landbär.



Der Luchs.



Der Hasz.



Der Marder.



Die Hirschkuh (Hindinn).



Der Fuchs.



Der Seebär.



Der Ilis.



Das Bisamthier.



Die wilde Kage.



Die Meerotter.



Das Pferd.



Der Seelöwe.



Der Jagdhund.



Das wilde Schwein.



Das Wallroß.



Das Deutschtier.